

Andreas Skiljan

- Auszeit in der Wildnis -
Eine tierische Reise

Buch

Eine Auszeit, zwei Reisende, zwei Rucksäcke, zwei Kameras. Eine außergewöhnliche Reise durch ausgewählte Nationalparks Lateinamerikas und Sri Lankas. Ein Buch für Reisende, Backpacker, Budget-Traveler, Tierbegeisterte und Naturliebhaber. Die Reiseziele sind die seltenen und teilweise vom Aussterben bedrohten Tiere in ihren natürlichen Lebensräumen. Ein Trip durch 14 Länder und 42 Schutzgebiete, zu den Primaten der Regenwälder, den Haien vor Galapagos, den Vögeln der Anden und den Tieren der Savanne. Doch der Weg dort hin hält alles bereit, was das Reisen so spannend macht.

Von einem Rucksackreisenden für Rucksackreisende geschrieben, gibt das Buch Hinweise auf die Begebenheiten vor Ort, der Kultur und Lebensart und die Reisemöglichkeiten und Kosten.

Eine Langzeitreise im Rahmen einer Auszeit ist eine Herausforderung: Wie der Traum realisiert werden kann?

Dieses Buch liefert Antworten!

Autor

Andreas Skiljan, geb. 13.11.1973 in Giengen a.d. Brenz, wohnt seit über zwanzig Jahren in der Region Tübingen/Reutlingen, wo er seinen bürgerlichen Pflichten nachkommt. Seine Leidenschaft gilt jedoch dem Reisen, dem Tauchen und der Tierfilmerei. Schon in den Jahren 2006 - 2007 konnte er, zusammen mit seiner Lebens- und Reisegefährtin, seine erste Weltreise realisieren. 2014 produzierte er den Unterwasser-Dokumentarfilm »Die Riffe von Negros«. Die positiven Resonanzen des Reiseblogs gaben letztlich den Anlass dazu, die Geschichten der zweiten großen Reise (2015 - 2016) in seinem ersten Buch zu veröffentlichen.

Andreas Skiljan

- Auszeit in der Wildnis -

Eine tierische Reise



Die Nationalparks
Lateinamerikas und Sri Lankas

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über www.dnb.de abrufbar.

© 2017 Andreas Skiljan

Buchgestaltung, Fotos und Umschlag:

Andreas Skiljan und Stella Patsia

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-744-89606-1

*Für Stella.
Ein Leben ohne Dich,
wäre wie eine Reise
ohne Ziel!*

*Mit besonderem Dank an
Rita, Mira und Patrick,
für Euren Einsatz und die
Unterstützung, um dieses
Buch wahr werden zu lassen.*

Die Tiere der Reise:
www.andreas-skiljan.de

Inhalt

Prolog 9

All-exclusive in der Dominikanischen Republik 12

Nationalparks al gusto in Costa Rica, Teil I 22

In der Holzklasse durch Nicaragua 34

Nationalparks al gusto in Costa Rica, Teil II 45

Durchwachsenes Panama 60

Auf zu neuen Ufern in Kolumbien 75

Ecuadors kleine Flügel 103

Galapagos, traumhafte Tierwelt in menschlicher Realität 108

Ecuadors große Flossen 118

Tief im Dschungel in Peru 121

Husch husch durch Bolivien 140

Brasilien Teil I: Unfassbares Pantanal 145

Rote Erde, Tropenschauer, Paraguay 154

Unerwartetes in Argentinien 160

Uruguays prunkvoller Südosten 173

Brasilien Teil II: Wo Wünsche Wirklichkeit werden 177

Eindrücke aus Lateinamerika 189

Die Nationalparks Sri Lankas 195

Eindrücke aus Sri Lanka 224

Checkliste: Den Traum Wahrheit werden lassen !!! 230

Liste interessanter Orte und Nationalparks 244



Prolog

Wo ist unser Rucksack? Wir blicken ungläubig auf die blaue, eiserne Sitzbank, auf der ich kurz zuvor unseren Tagesrucksack gelegt hatte. Wir starren uns gegenseitig an und dann erneut, mit steigender Verwirrtheit, zurück auf die Bank. Zwei Sekunden und zweihundert Gedanken später begreifen wir was geschehen ist. Wir wurden bestohlen. Mir wird heiß, binnen Bruchteilen von Sekunden fange ich an zu schwitzen und mein Herz hämmert von innen gegen die Brust. Ein Passant kommt auf uns zu und zeigt in Richtung Busbahnhof mit den Worten: »euer Rucksack ist in diese Richtung.« Ich gebe, nein werfe, das Smartphone in Stellas Hände und renne los. Ich springe über die Sitzbank, sprinte über die Straße, durch, oder besser gesagt, über zwei eng parkende Taxis hinweg, und hinein in den riesigen Omnibusbahnhof. Es geht nur nach rechts, eine große, betonierte Fußgängerrampe empor. Ich renne nach oben, die breite Halle ist voll von Menschen, doch nirgendwo eine Spur unseres hellblauen Rucksacks. Es hat uns erwischt!

Bevor ich auf weitere schmutzige Details dieser Dreistigkeit zurückkomme, bitte ich um Geduld, denn dies geschieht erst im argentinischen Kapitel. Ehe wir dort hin gelangen, bringt uns die Route zunächst durch ausgewählte Nationalparks der Dominikanischen Republik, des Südens Mittelamerikas, acht südamerikanischer Staaten und bis ins argentinische Patagonien. Stets bemüht, die artenreiche Fauna Lateinamerikas zu erkunden, besuchen wir türkisblaue Traumstrände, erforschen schwülheiße Urwälder im Amazonas, begeben uns in die dünne Luft der Anden und tauchen hinab in die Tiefen der Riffe vor Galapagos. Als erholsamen

Kontrast besuchen wir danach die Savannen und subtropischen Wälder Sri Lankas, wo die Tiersuche Unerwartetes bereit hält. Allzeit im Gepäck, das unerlässliche Reisefieber.

Die Motivation und Entscheidung zu einer längeren Reise kann viele Hintergründe haben. Bei mir ist es die Lust am Reisen und die Freude und Spannung am Aufspüren, Fotografieren und Filmen von Tieren. Großes Glück, wenn die Partnerin die gleichen Ideen und Vorlieben hat und im Fall dieser Reise sogar den Antrieb dazu gegeben hat.

Außerdem ist es eine Art des Zurechtrückens, eine Blickwinkelkalibrierung, eine Möglichkeit den Kopf frei zu kriegen, Freiheit zu erfahren und, noch wichtiger, diese Freiheit auch tatsächlich wahrzunehmen und zu begreifen. Es ist die Konzentration auf das Wesentliche. Ein Rucksack, wo schlafe ich, was esse ich, und wie komme ich von A nach B. Wir sind in freudiger Erwartung auf berauschende Natur, wilde Tiere, das Meer, andere Gerüche, fremde Gesichter, wachsende Lebenserfahrung, neue Verknüpfungen und viele neue Eindrücke. Die erhaltenen Rückmeldungen seitens unserer Freunde und Bekannten waren positiv, doch es gab auch leise Bedenken. Und ja, es erfordert Mut, alles aufzugeben und deutsche »Sicherheiten« hinter sich zu lassen, aus dem System auszubrechen um seinen eigenen, privaten Ideen und Zielen zu folgen. Viele scheinen davon zu träumen, doch nur wenige ergreifen die Gelegenheit. Eingespannt in Familie, Arbeit, Umfeld und einen größtenteils unüberschaubaren Verwaltungsapparat, der aus Versicherungen, Steuern, Nachweisen und Verpflichtungen besteht, ist es schwierig, den Traum letztlich Wirklichkeit werden zu lassen. Am

Ende des Buches fasse ich den Aufwand, der betrieben werden muss, um los zu kommen, in einem gesonderten Kapitel zusammen. Außerdem findet sich dort eine Auflistung der Nationalparks.

Unsere Welt ist von der Wirtschaft gesteuert, unser Leben von Arbeit geprägt. Es ist maschinell, fast roboterhaft und oft ferngesteuert. Wir verlieren die Ziele des Lebens aus den Augen und im Zuge dessen, auch die bewusste Wahrnehmung der Schönheit unseres Planeten und dessen atemberaubende Natur. Diese wollen wir auf unserem Trip erleben und mit allen Sinnen aufnehmen. Der Mensch vermehrt sich und breitet sich ungebremst aus. Die Wildnis ist deshalb zu großen Teilen bedroht. Wir können nur erahnen, wie lange die Biodiversität noch erhalten bleibt und welche Folgen deren Zerstörung mit sich bringt.

In der Natur stellt sich eine gewisse Ruhe ein. In der Einsamkeit des Waldes, beim leisen Plätschern des Flusses, beim Zwitschern der Vögel und beim Beobachten wilder Tiere, überströmt zumindest mich und meine Reisebegleiterin ein Gefühl von innerem Frieden. Sinn und Ziel unseres Aufbruchs unterscheiden sich deshalb von denen vieler anderer Reisender, da wir die Reiseroute so geplant haben, dass wir möglichst viele Nationalparks besuchen und deren teilweise äußerst seltenen Tiere beobachten können.

Andere Touristenattraktionen, Unternehmungen, Orte, Städte und Kulturen liegen zwangsläufig auf dem Weg oder kurz daneben, und wir lassen es uns offen, ob wir diese wahrnehmen, uns darauf einlassen oder besichtigen. Demnach, ab in die Wildnis!!!

All-exclusive in der Dominikanischen Republik



9. April 2015. Unsere erste Destination. Neuland. Ein Taxi bringt uns vom Flughafen zum Hotel, welches wir schon in Deutschland gebucht haben. Zehn Tage soll der Abstecher in die Karibik dauern, bevor uns der Flieger weiter nach Costa Rica bringt. Trotz der langen Vorbereitung fühlen wir uns unvorbereitet. Die Zeit vor der Abreise war zugegebenermaßen hektisch. Das Unterbringen unserer Möbel und sonstigem Krimskrams, das Unterstellen und die Abmeldung des Autos, sämtlicher Schriftverkehr und Gespräche mit Ämtern, Versicherungen, Arbeitgebern und Ärzten, und letzte Besorgungen für die Reise, haben uns rödeln lassen. Ein paar Erledigungen, in erster Linie der Austausch mit der Agentur für Arbeit, zogen sich hin. Doch ein paar Tage nach der Ankunft im All-Inclusive-Paradies, das in Deutschland gerne salopp Domrep genannt wird, haben wir auch

vom Amt alle nötigen Bestätigungen erhalten.

Wir sitzen im Zimmer. Reisemodus noch nicht erreicht. Haiti-Sittiche sitzen kreischend im Baum neben unserem Hotel. Das ist schön, doch wir nehmen sie nur verschleiert wahr. Wie in einem Traum. Alles erscheint unwirklich. In Deutschland ist Winter und die ungewohnte Hitze und Luftfeuchtigkeit in der Hauptstadt Santo Domingo ist erdrückend. Die Stadt ist laut, der Verkehr chaotisch, die Sprache fremd und die Gerüche neu. Die Anfangseuphorie hat sich gelegt und wir zweifeln daran, ob die Idee, ein Auto zu mieten, um damit herum zu kutschieren, die beste war.

Grundsätzlich rumort die Frage, ob sich der ganze Aufwand lohnen wird. Wir haben alles vorübergehend aufgegeben, um vogelfrei zu sein, um der Enge Deutschlands zu entkommen, um endlich zu Reisen, um Neues zu entdecken. Gleichzeitig ist es aufregend. Wir leben. Doch was wird uns die Reise bringen und wo wird sie uns hinführen? Es bleibt nicht viel Zeit darüber zu sinnieren, wir müssen uns arrangieren, akklimatisieren und auf das Neue konzentrieren.

Die Dominikanische Republik ist, anders als die restlichen Karibikländer, kein Inselstaat, sondern sie umfasst den östlichen Teil der Insel Hispaniola. Der westliche Teil gehört Haiti, wobei die Grenze quer durch die Mitte in Nord-Süd-Richtung verläuft. Hispaniola ist nach Kuba die zweitgrößte Karibikinsel. In der Dominikanischen Republik leben heute etwa 10,5 Mio. Menschen, davon 3 Mio. in der Hauptstadt, wo sich auch der größte Hafen des Landes befindet. Kolonialbauten schmücken die historische Altstadt, doch dafür haben wir keinen Blick, wir wollen los.

Unser Ziel sind nicht die Touristenhochburgen wie Punta Cana, Puerto Plata oder Samaná, sondern die weniger besuchten und nur teilweise erschlossenen Nationalparks im Südwesten des Landes. Wir holen das im Voraus gemietete Auto ab, und es geht los.

Menschentrauben

»Fahr ja vorsichtig«, sag ich zu mir selbst, als wir uns durch den unübersichtlichen Stadtverkehr gen Westen schieben. Ein Schaden am Mietwagen bringt nur Ärger. Die Straßenschilder sind zwar auf spanisch, doch Städte heißen nun mal so wie sie heißen, und unser Navi, eine kostenlose Smartphone-App, leistet gute Dienste. Apropos Smartphone: Ich stelle fest, dass ich den externen Ersatzakku im Hotel vergessen habe. Das fängt ja gut an.

»Oh schau mal, da verkauft eine nette Frau Trauben, magst du welche?« Wir halten an. Mehrere Leute drängeln sich um die vorbeikommenden Autos, um frisches Obst am Straßenrand zu verkaufen. Wir lassen das Fenster runter. Das geht bei unserem Mietwagen per Knopfdruck. Die Dame, vielleicht 25 Jahre alt, hält uns eine in eine Plastiktüte verpackte Traube dunkler Früchte in den Wagen. Ich nehme sie in die Hand und frage nach dem Preis. 250 Dominikanische Pesos? Planlos ob des Wechselkurses in der für uns fremden Währung frage ich das Smartphone. Der Währungsrechner zeigt an, was uns die süßen Früchte kosten sollen. Knapp fünf Euro erscheint auf dem Display. Definitiv zu viel. Wir entscheiden uns gegen den Kauf. Ich reiche der Verkäuferin also die Trauben freundlich zurück, doch sie schüttelt nur den Kopf: »no« sagt sie »250 Dop«. Ich erwidere: »no gracias, es mui caro« (nein danke, das ist zu teu-

er), ein wichtiger Satz, den ich mir gemerkt habe, sollte es bei Verkaufsgesprächen zu solchen Situationen kommen. Ich reiche ihr die Tüte erneut, dieses Mal mit einer gewissen Vehemenz und in der Absicht, dem Kaufvertrag nicht zuzustimmen. Sie nimmt die Hände hinter den Rücken und schaut böse drein. Das erneute »Zweihundertfünfzig«, jetzt in gehobener Lautstärke, macht andere Obstverkäufer auf die Situation aufmerksam. Ihre nicht gerade sympathischen Blicke treffen uns und uns dämmert, dass wir, um deeskalierend zu handeln, wohl besser zahlen sollten und uns aus dem buchstäblichen Staub machen sollten. Nachher tritt die Traubenlady noch vor Zorn gegen den Mietwagen, dann wird der Traubenkauf erst richtig teuer.

Die Trauben waren kein Genuss, und wir sind um eine Erfahrung reicher: Erst feilschen, dann die Ware entgegennehmen. Wir fahren entlang der Küstenstraße, erfreuen uns am leuchtenden Türkis des karibischen Meeres und nähern uns unserem Zielgebiet.

Gleich drei Nationalparks liegen auf der Peninsula de Barahona, eine vergleichsweise wenig besiedelte Halbinsel, welche den gesamten Südwesten der Dominikanischen Republik einnimmt. Wir finden schließlich unsere erste Unterkunft in Oviedo. Die Zimmer sind noch nagelneu. Der Staub, den das Verputzen der Wände verursacht hat, wird noch schnell weggefegt. Der Hotelbesitzer ist auch gleichzeitig unser Guide. Das haben wir im Vorfeld recherchiert, da wir schon vermutet haben, dass es vor Ort schwierig werden könnte jemand adäquaten zu finden, der uns die Gegend zeigt. Oviedo ist klein und Tourismus noch nicht wirklich angekommen. Das finden wir auf Anhieb sympathisch.

Jaragua Nationalpark

Die Laguna De Oviedo ist ein 25 km² großer Salzsee. Er liegt im Westen des Nationalparks Jaragua und ist nur durch einen schmalen, sandigen Landstreifen vom Karibischen Meer getrennt. Hier wollen wir die Kuba-Flamingos beobachten. Die farblich prachtvollsten aller sechs Flamingoarten, sie werden auch Amerikanische Flamingos genannt, kommen in den flacheren Gefilden der Karibik, Zentral- und Mittelamerikas vor.

Unser Guide kennt sich gut aus, und wir kommen mit dem geliehenen Fischerboot relativ nah an die Tiere heran. Je nach Jahreszeit und Wasserstand variiert die Zahl der Flamingos. Die Flamingo-Migration bringt im Frühjahr bis zu 150 Exemplare in die Lagune. Chancen auf Sichtungen der stolzierenden rosa Schönheiten und einigen anderen Wasservögeln bestehen ganzjährig. Dank ihrer langen, dünnen Beine und ihrem schlanken Hals, können die Flamingos eine Höhe von 150 Zentimetern erreichen. Mit ihren breit gefächerten Füßen wühlen sie den Grund auf und durchsieben dann mit dem abgeknickten Schnabel das Wasser, um an Kleinkrebse zu gelangen, die den Hauptbestandteil ihrer Nahrung bilden. Carotinoide, die sich in den Kleintieren oder Algen befinden, werden beim Fressen mitaufgenommen und verleihen den Vögeln ihre charakteristische Färbung. Außerdem leben auf den kleinen Inseln im See Gruppen von Nashorn-Leguanen, die sich von unserem Besuch nur wenig beeindrucken lassen und ungestört herabgefallene Früchte fressen. Die endemischen Echsen, es gibt sie nur auf Hipsaniola, werden samt ihres Schwanzes bis zu eineinhalb Meter lang. Ihren Namen verdanken sie den drei kleinen Höckern, die ihre Nasenspitze zieren. Leider ist ihr Bestand aufgrund

der Zerstörung ihres Lebensraums bedroht. Es gelingen schöne Nahaufnahmen und wir steigen in die motorisierte Nusschale, um uns wieder auf den Rückweg zu begeben. Dunkle Wolken sind aufgezogen und der Wind frischt auf. Es wird ungemütlich. Die Gischt trifft uns und Wasser gelangt ins Boot. Die mintgrünen Wellen kräuseln sich und es bilden sich milchige Schaumkronen. Wir erreichen den Anlegesteg gerade noch rechtzeitig, bevor es richtig gefährlich wird.

Ganz im Westen des Nationalparks Jaragua befindet sich die Bahia de las Aguilas. Nach Meinung einiger Reiseführer, zählt er zu den zehn schönsten Strände der Welt. Der einsame Bilderbuchstrand ist aufgrund seiner Abgeschlossenheit am einfachsten per Boot von Peder-nales aus zu erreichen. Eine andere Möglichkeit ist eine holprige Schotterstraße, die durch das mit Kakteen bewachsene Hinterland führt. Doch wo kämen wir denn hin, wenn nicht auch schon hier der Kapitalismus seine gierigen Finger in die Natur recken würde. Eine Baustelle steht in den Anfängen und ein Hotelbunker soll errichtet werden. Noch können wir die offensichtlichen Folgen ignorieren. Wir genießen die Einsamkeit in unserer eigenen, karibischen Badewanne und fahren verzaubert in nördliche Richtung.

Sierra de Bahoruco

Die Sierra de Bahoruco ist ein 70 Kilometer langer Gebirgszug vulkanischen Ursprungs, welcher sich mitten auf der Halbinsel Barahona befindet. Das überwiegend mit subtropischem Trockenwald bewachsene Mittelgebirge ist etwa 2400 km² groß und reicht bis auf 2000 Meter Höhe. Für Vogelkundler und Liebhaber seltener Orchideen ist das Gebiet ein geschätztes Ausflugsziel.

Der nur etwa 11 cm große, intensiv-grüne Schmalschnabel-Todi soll unsere nächste Herausforderung sein. Seine weiße Kehle wird außerdem von einem rosa Federstreifen durchzogen, was ihn zudem auch farblich sehr speziell macht. Der Vogelwinzling ist auf Hispaniola endemisch.

Wir bringen unser Gepäck in unsere kleine, etwas heruntergekommene Hütte, die sich scheinbar sämtliche Kleintierchen des Waldes ebenfalls als Quartier ausgesucht haben. Kurz darauf erkunden wir bereits das Dickicht. Auf einem dunklen Waldpfad folgen wir einem uns fremden Gezwitscher, und zehn Minuten später entdecken wir den kleinen Piepmatz auch schon.

Was für ein Glück. Wenn er jetzt noch brav sitzen bleiben würde, könnten wir auch ein paar schöne Aufnahmen tätigen. Im Wald ist es schattig und die Belichtung macht uns Probleme. Wir unternehmen mehrere Wanderungen und entdecken sogar noch einige andere seltene Vogelarten, wie den Haiti-Kuckuck und den Haiti-Specht.

Lago Enriquillo

Noch etwas weiter nördlich liegt der Lago Enriquillo. Ein ca. 375 km² großer See, der durch oder trotz seines hohen Salzgehaltes vielen Vögeln und Reptilien einen Lebensraum bietet. Die ansässigen Amerikanischen Krokodile, auch Spitzkrokodile genannt, sind die Hauptattraktion und der Grund für unseren Abstecher. Die Reptilien fühlen sich überall in den wärmeren Gefilden des amerikanischen Kontinents zu Hause, sind jedoch überwiegend rund um Mittelamerika zu finden. Sie können bis zu sieben Meter Länge erreichen. Hier am Lago Enriquillo werden sie maximal vier Meter

lang, doch der See ist der beste Ort, um sie auf Hispaniola zu beobachten.

Die Bootstour auf dem See ist gut organisiert, und wir können die Krokodile und einige Nashorn-Leguane gut beobachten. Regenwasser, welches sich von den umliegenden Bergen im See sammelt, hat in letzter Zeit den Wasserspiegel und den Süßwassergehalt steigen lassen, so dass Flamingos den See neuerdings verschmähen. Durch den Anstieg des Wassers starben einige Bäume am Ufer ab und stehen nun wie hellgraue Skelette im seichten Wasser. Als wir durch die unwirkliche Szenerie schippern stellen wir fest, dass die Bäume zumindest guten Schutz und Lebensraum für Vögel und Krokodile bieten.

Unsere Unterkunft in La Descubierta ist o.k., hat aber einen fahlen Beigeschmack. Haitianer gelten hier als billige Arbeitskräfte, und man wird das Gefühl nicht los, dass sie ausgenutzt werden. Doch was bleibt ihnen übrig. Immer noch leidet das arme Land unter den Folgen des Erdbebens im Januar 2010.

Auch unser korpulenter Hotelbetreiber, er wird hochachtungsvoll »Don« von den Angestellten genannt, beschäftigt eine junge Haitianerin als Haushaltshilfe. Wir sehen sie im Hinterhof den Müll zusammenklauben. Doch diese Szene ist widersprüchlich. Denn die Frau ist wunderschön und hält selbst den Besen so grazil, dass sie wohl augenblicklich ein Foto von Heidi bekommen würde. Wir unterhalten uns mit ihr in allen zur Verfügung stehenden Sprachen, und sie kann die Traurigkeit in ihren dunkelbraunen Augen trotz des perfekten Lächelns nicht verstecken. Am nächsten Tag sehen wir sie wieder, und sie hält ein wunderhübsches Kind in ihren Armen. Der Frage, wo der Vater ist, weicht sie beschämt

aus. Wir vermuten nichts Gutes und werden das Gefühl nicht los, dass »Don« von seiner Angestellten auch Dienste erwartet, die weit über das Fegen des Hofes hinaus gehen.

Gemietete Freiheit

Der grüne Fußabdruck, wie der personenbezogene CO₂-Ausstoß gerne bezeichnet wird, ist auch für uns ein wichtiges Thema. So haben wir lange gehadert, ob wir uns für einen Mietwagen entscheiden sollen. Letztlich waren wir froh, weil wir uns freier bewegen konnten. So haben wir Orte und Tiere gesehen, die uns mit den öffentlichen Verkehrsmitteln wohl verwehrt geblieben wären. Den Rest der Reise verbringen wir, so der Plan, größtenteils in Bussen. In Santo Domingo haben wir noch einmal im Hotel nachgefragt, ob der Ersatz-Akku für das Smartphone aufgetaucht ist. Leider nicht, aber wenn so ein nützliches Ding auch unbeaufsichtigt herumliegt ...



Amerikanische Flamingos und Nashornleguan, Laguna Ovideo



Schmalschnabeltodi, Lago Enriquillo, Amerikansches Krokodil



Bahia de las Aguilas

Nationalparks al gusto in Costa Rica, Teil I



Nach einem kurzen Flug von Santo Domingo nach San Jose können wir ohne Probleme einreisen. Das geht Rucksackreisenden nicht immer so. Es gilt zu bedenken, dass Mittel- und Südamerikanische Staaten, vor allem jedoch Costa Rica, Panama und Kolumbien, auf ein Weiterreiseticket bestehen. Kann man also seine Ausreise binnen der vorgegebenen Visa-Aufenthaltserlaubnis nicht bestätigen, kann es durchaus vorkommen, dass die Einreise verwehrt wird. Das hat oft zur Folge, dass Reisende sich schnell noch teure Tickets im Flug-

hafen organisieren müssen. Dort kann man zwar Flugtickets erwerben, die man später wieder stornieren kann, doch hat man das Ticket schon vorher in der Tasche, kann man sich viel Stress ersparen. Deshalb haben wir über eine Online-Agentur bereits Busticket für die Weiterreise ins nächste Land besorgt. So ein Ticket mag mehr kosten, doch das war es uns wert. Costa Rica ist teuer. Für Leute, die einen Aufenthalt im Rahmen einer längeren Reise planen, gehe ich deshalb im folgenden Kapitel etwas genauer auf die Preise ein.

Der Tortuguero Nationalpark

In San Jose verbringen wir eine ereignislose Nacht in einem zweckmäßigen Hostel und nehmen früh morgens den Bus in östliche Richtung nach Cariari, wo unser Boot am Rio Tortuguero bereits auf uns wartet. Es ist zwar Ende der Trockenzeit, doch wir machen uns auf prasselnden Starkregen gefasst. Schon bei unserem letzten Besuch 2012, hat es hier wie aus Eimern gegossen, obwohl Trockenzeit herrschte. Das kleine Dorf Tortuguero im Nordosten des Landes liegt abgelegen im Dschungel an der Karibikküste. Der Name stammt von den verschiedenen Schildkrötenarten, welche seit Äonen diesen Strand als Eiablageplatz nutzen. Das wilde Flair des kleinen Örtchens hat uns beim letzten Besuch so imponiert, dass wir es auf jeden Fall noch einmal besuchen wollten. Der knapp zweistündige Bootstrip führt uns vorbei an wild bewachsenen Ufern und riesigen Regenwaldbäumen, und wir haben schon vor der Ankunft im Dorf Brüllaffen, Krokodile und Flussschildkröten erspäht.

Seit damals hat sich einiges getan. Die Einwohner sind nun ganz dem Tourismus verfallen, und so ziemlich je-

der der 700 Einwohner findet seine Nische in der Dschungelabenteuer-Vermarktung. Dies hat Vor- und Nachteile. Die günstigeren Unterkünfte haben sich auf einem Niveau von 25 bis 28 Dollar eingepegelt, große Hotels verlangen gerne auch bis zu 150 Dollar. Wer kein Zimmer oder Haus zum Vermieten hat verkauft irgendetwas, alle anderen betätigen sich als Dschungelführer. Und das ist der Punkt an dem es schwierig wird. Guides stehen an jeder Wegkreuzung und hat man sich für einen entschieden, merkt man während der Tour sehr schnell, ob dieser etwas taugt oder eben nicht. Neben den Eintrittskosten, wird der Tourist mittlerweile auch für alles andere zur Kasse gebeten. Um in einem Kanu in den Park zu gelangen, bezahlt man extra. Brauchst du Gummistiefel? Pay for it! Möchtest du eine Schildkröte sehen? Pagar! Nachtwanderung gefällig? Mas monedas, por favor! Am Ende erwartet der Guide dann auch noch Trinkgeld, und du bist schneller hundert Dollar für einen Tag im Dschungel los, wie du glauben kannst. Ein Reifall war die Nachtwanderung, da diese nicht einmal in den Nationalpark führte, sondern quer durch das Dorf und später noch in ein kleines privates Waldstück. Wir entdecken einen Rotaugenlaubfrosch, doch vom erhofften Gürteltier gibt es leider keine Spur. Auf dem Rückweg erhalten wir die Info, dass es tatsächlich eine Lederschildkröten-Sichtung gäbe. Leider ist das Tier zwei Fußstunden entfernt und eine Tour würde natürlich extra kosten. Eigentlich müssten wir einfach nur den Strand entlang laufen, doch das ist nach der Abenddämmerung ohne Guide verboten. Wir fragen uns, ob dies tatsächlich dem Schutz der Schildkröten dient, oder nur der Geldmacherei. Somit sehen wir leider keine Lederschildkröten.

Nichtsdestotrotz, Tortuguero ist so ein wundervoller Ort. Wilde Karibikküste auf der einen, und stille Flussufer auf der anderen Seite. Gleich in der Palme vor unserer Unterkunft hat es sich ein Zweifingerfaultier bequem gemacht und wir können es ausgiebig beobachten. Bunte Vögel, zwei Affenarten, Schlangen und viele Reptilien und Amphibien tummeln sich im immer währenden Grün des üppigen Waldes. Doch es gibt eben zu viel Geschäfthascherei, welche die Freude über die Vielfalt etwas verdirbt.

Bei einem nächtlichen Spaziergang durchs Dorf, können wir einen Mittelamerikanischen Baumstachler in den Ästen sitzen sehen. Er gehört zur Familie der Südamerikanischen Baumstachler und sein Verbreitungsgebiet reicht von Mexiko bis Panama. Das Igel-ähnliche Tier kann stattliche 60 cm Länge erreichen und sein gelb-braunes Fell besitzt an der Oberseite Stacheln. Der nachtaktive Vegetarier lebt überwiegend in Bäumen, wo er auch seine Höhle hat. Scharfe Krallen und ein bis zu 35 cm langer Schwanz nutzen dem Baumstachler beim Klettern.

Tagsüber hat man im Park stets gute Chancen auf Greifschwanz-Lanzenottern. Vor allem die gelbe Art hebt sich farblich ab. Die hoch giftigen Schlangen treten jedoch in vielen verschiedenen Farben und Mustern auf und sind überwiegend in Mittelamerika beheimatet. Sie erreichen eine maximale Länge von 80 Zentimetern, und einige Exemplare sind aufgrund ihrer Zeichnung perfekt getarnt. Sie können sich zudem so eng zusammengerollt, dass sie fast unter jedes Blatt passen. Viele sehen wir am Wegesrand sitzen, wo sie auf kleine Echsen und Insekten lauern. Über ihren Augen befinden sich zwei hornartige Auswüchse, welche wie Augen-

brauen wirken. Diesen haben sie ihren englischen Namen zu verdanken, Eye-lash viper.

Wir springen wieder ins Boot, schippern zurück zur nächsten Stadt mit Busanbindung und fahren Richtung Süden.

Der Cahuita Nationalpark

Die Ostküste, also die karibische Seite Costa Ricas, ist noch nicht so überlaufen. Touristen bevorzugen eher die Westküste, Tortuguero einmal ausgenommen. Dass es in ebenso schönem Ambiente auch weniger geschäftig zugehen kann, zeigt sich im Cahuita Nationalpark, 30 km südlich von Puerto Limon. In Limon befindet sich Costa Ricas wichtigster und größter Handelshafen. Da es sonst nicht viel zu sehen gibt und die hektische Stadt nicht als besonders sicher gilt, ist sie für viele Reisende nur eine schnelle Durchgangsstation.

Cahuita ist der Gegensatz. Touristen finden in der kleinen Stadt ein größtenteils ruhiges Flair mit kreolischem Einschlag. Nette Cafés, Restaurants und Unterkünfte für jeden Geschmack gibt es zuhauf. Der Cahuita Nationalpark befindet sich am südlichen Rand der Stadt und ist von dieser nur durch einen schmalen Bach getrennt. Es gefällt uns hier auf Anhieb und wir genießen die Ruhe. Wobei: Ruhe ist vielleicht etwas übertrieben. Die hiesigen Mantelbrüllaffen schwingen sich gerne über die Grenzen des Parks und wecken uns mit ihrem Gebrüll jeden Morgen pünktlich um kurz vor sechs. Tagsüber lungern sie in den angrenzenden Vorgärten herum. Der morgendliche Radau stört uns wenig, denn schließlich sind wir in der Hoffnung auf seltene Tiere her gereist.

Mantelbrüllaffen haben ihren Namen von den rötli-

chen, verlängerten Rückenhaaren, die sich vom restlichen, überwiegend schwarzen Fellkleid abheben und es deshalb aussieht, als würden sie einen Mantel tragen.

Das tiefe, laute Gebrüll, der mit 63 Zentimetern Körperlänge größten mittelamerikanischen Primaten, ist bis zu zwei Kilometer weit durch den Dschungel zu hören. Bis zu zwanzig Tiere können in einer Gruppe zusammen leben. Wie bei vielen anderen Affenarten üblich, tragen auch sie ihren Nachwuchs gerne am Bauch oder auf dem Rücken mit sich herum.

Der Park ist sehr schön und genau nach unserem Gusto organisiert. Der Eintritt ist, höre und freue, kostenlos. Ein kleines Kässchen steht am Eingang und wem der Park gefällt, kann bezahlen was er möchte. So viel sympathisches Understatement wird unsererseits belohnt, und wir zahlen gerne, denn der Park und dessen Strände und Wanderwege sind einfach schön.

Unsere Zielspezies sollen die Krabbenwaschbären sein, die man hier angeblich in der Nähe der Strände finden kann. Tag eins verlief diesbezüglich wenig erfolgreich, doch schon am zweiten Tag läuft uns ein Waschbär direkt über den Weg. Wieso durchs Dickicht wühlen, wenn es doch Pfade gibt, dachte sich das Tier wohl. Ohne sich groß stören zu lassen, wälzt es sich zunächst auf dem Boden, um sich danach genüsslich zu putzen. Krabbenwaschbären besitzen ein graubraunes kurzes Fell, ihr Schwanz ist grau schwarz gestreift, und sie ernähren sich in Strandnähe gerne von Schalentieren, vornehmlich Krabben. Im Cahuita Nationalpark plündern sie außerdem gerne die Taschen unvorsichtiger Strandbesucher. Eigentlich sind sie eher in Südamerika heimisch, haben aber den Weg über Panama bis nach Cahuita gefunden. Sie können 65 cm Länge errei-

chen und sind überwiegend Einzelgänger.

Während wir dem Kleinbär so zusehen, spaziert ein Weißschulterkapuziner vorbei und sucht nach Essbarem. Die Tiere sind die mutigsten aller vier vorkommenden Affenarten in Costa Rica und nicht sehr scheu, was sie auch gerne beweisen. Gesicht und Schulterpartie der Primaten sind weiß oder beige, der Rest des Fells ist braun. Sie treten eigentlich in Gruppen auf und fressen alles, was ihnen in die Hände fällt. Mit ihren kleinen, scharfen Zähnen knacken Kapuziner jede noch so harte Nuss. Da sie gerne Werkzeuge nutzen und ausgesprochen fingerfertig und gerissen vorgehen, um an ihr Futter zu gelangen, gelten sie als die schlauesten Affen überhaupt.

Im Park gibt es außerdem noch viele Wasservögel, Schlangen, Reptilien, Amphibien und Faultiere zu sehen, von denen wir einige finden können.

Der Monteverde Nebelwald Nationalpark

Beglückt machen wir uns auf ins Landesinnere. Wir benötigen drei Stunden nach San Jose. Von dort aus erreichen wir das nordwestlich und auf ca. 1400-1700 Metern Höhe gelegene Gebiet des Monteverde Nebelwaldes in knapp viereinhalb Busstunden. Nebelwälder befinden sich in höheren Lagen, meist an den Hängen von Mittelgebirgen, wo sich die Wolken sammeln und aufgrund von Kondensation ein stets feuchtes Klima herrscht. In der immergrünen Vegetation fühlen sich vor allem viele Vogelarten heimisch. Einst ein Geheimtipp unter Vogelbeobachtern, mutierte der Park zu einem der Topziele für junge Backpacker und für alle, die die einschlägigen Reiseführer studiert haben. Monteverde selbst ist überlaufen und nur für wohlhabendere Urlauber bezahlbar.

Wir haben uns deshalb eine Unterkunft in Santa Elena, einem nahegelegenen Nachbardorf, gebucht, wo es angeblich ruhiger zugehen soll. Angeblich, denn auch hier gibt es Touristen ohne Ende. Ich betrachte das Ganze trotz des Hypes eher nüchtern. Momentan mögen die Geschäfte noch florieren und die Ansässigen gutes Geld verdienen, doch was Tiere, Vögel und Natur angeht, leidet das Gebiet unter der Vermarktung. Es gibt zwar schöne Wanderwege, doch viel Land ist in privater Hand und deshalb unzugänglich, oder nur mit einer kostenpflichtigen Erlaubnis zu betreten. Von dem Gefühl, die Natur genießen zu können, ist man weit entfernt. Allein ist man hier erst recht nicht unterwegs. Und wo Menschen sind, da ist es laut. Wir hatten den tollen Plan, uns die Vögel des Nebelwaldes anzusehen, doch daraus wurde aus mehreren Gründen nichts. Zum einen ist der Eintritt in den Park überteuert, zum anderen ist die Attraktion nicht die Natur, sondern offensichtlich allerhand sonstige Freizeitaktivitäten. Canopying, Horseback Riding und vor allem Zip-lining. Alles wird als einzigartiges Naturerlebnis beworben. Doch wo Baumwipfelpfade angelegt sind, Schneisen in den Wald gehackt werden und sich wild schreiende Teens am Seil hängend den Hügel hinab stürzen, ist von wilden Tieren keine Spur mehr. Der Primärwald leidet zusehends an der Rodung und der nachwachsende Sekundärwald kann diesen nicht ersetzen. »Wie ihr seid noch nicht beim Zip-lining gewesen, was macht ihr dann hier?«, war die häufigste aller Fragen. Ja es gibt auch tatsächlich noch Vogel-Beobachtungstouren, doch diese können sich mittlerweile nur echte US amerikanische Birder leisten. Bis zu 150 Dollar für eine drei- bis vierstündige Morgentour muss man investieren. Es gibt

günstigere Angebote, doch oft sind diese dann dementsprechend wenig ergiebig. 400 Vogelarten soll es hier geben, doch unser spezieller Wunsch ist es, den Quetzal zu finden. Die Schwanzfedern des imposanten Vogels aus der Familie der Trogone, können beim Männchen bis zu einem Meter lang werden. Sein Lebensraum sind die höheren Lagen Zentralamerikas und aufgrund seines prachtvollen grün schimmernden Gefieders, wurde der Nationalvogel Guatemalas so bejagt, dass er deshalb sehr selten geworden ist. Drei Tage sind wir auf der Suche und entdecken einige schöne Vögel. Wir hören die Rufe des Quetzals, aber eine Sichtung bleibt uns verwehrt.

Wir entscheiden uns spontan für eine Nachtwanderung, doch was uns da erwartet ist atemberaubend. Atemberaubend schlecht. Was für ein lächerlicher Scheiß. Aufgeteilt in drei Gruppen drängen sich circa 50 Leute auf einem kleinen Pfad, in einem noch kleineren privaten Waldstück für zwei Stunden aneinander vorbei, um das tierische Highlight, den Kinkajou (Wickelbär), so zu erschrecken, dass er sich mit Sicherheit nie wieder aus seinem Baum traut.

Was unsere Zielspezies angeht, waren wir also wenig erfolgreich, doch die Blauscheitelmotmots, die direkt im Hinterhof unserer Unterkunft ihr Nestloch in einen Lehmhügel gegraben haben, bringen uns bunte Freude.

amazing, fantastic, i love it

Tauscht man sich mit anderen Leuten über Erlebnisse aus, fallen komischerweise vor allem bei den Schilderungen englischsprachiger Reisender sehr häufig Worte wie: »amazing«, »fantastic« oder »i love it«. Man erlebt ohne Zweifel viele schöne und aufregende Dinge unterwegs, doch entweder ha-

ben diese Leute einfach immer Glück und an allem überschwänglichen Spaß, was ich bezweifle, oder ihre Reflexion ist nicht gänzlich ausgereift. An langen Wanderungen bei Regen über schlammige Pfade; an Unterkünften in denen man sich ein schimmeliges Bad teilen muss; an Bussen ohne Toilette; an überteuerten Eintrittsgeldern für Touristen; an Abzockereien im Allgemeinen; an schlecht organisierten Touren und erfolglosen Unternehmungen mit schlechten Guides; oder an zugemüllten Stränden und Straßen, kann ich nun mal nichts Fantastisches finden. Das hat auch nichts damit zu tun, dass man aus allem etwas Positives ziehen kann. Manchmal ist es einfach nur Mist, und das muss man sich dann auch eingestehen.

Im schwülheißen Liberia, im äußersten Nordwesten Costa Ricas, warten wir dann noch ein paar Tage auf unseren Bus, den wir schon von Deutschland aus gebucht hatten, und der uns über die Grenze nach Nicaragua bringt. Jesus, der nette Hostelbesitzer, ist Psychologe und nebenbei ein genialer Salsalehrer. Eines Spätnachmittags willigen wir seinem Angebot ein, an einer privaten Tanzstunde teilzunehmen. Nach einer halben Flasche Rotwein und dank des geduldigen Lehrers, werden unsere Füße schließlich so geschmeidig, dass wir uns einbilden, gekonnt das Tanzbein zu schwingen. Wir verbringen einen lustigen Abend.



Zweifingerfaultier und Halsbandarassari, Tortuguero NP



Greifschwanz-Lanzenotter und Zwergbeutelratte, Tortuguero NP



Mantelbrüllaffe und Helmbasilisk, Cahuita NP



Krabbenwaschbär und Halloweenkrabbe, Cahuita NP



Kahnschnabel und Amazonasfischer, Cahuita NP



Boa Constrictor, Monteverde, Blauscheitelmotmot



Catarata Llanos de Cortés, Liberia

In der Holzklasse durch Nicaragua



Ein Bus der Firma Tica-Bus, eine der wenigen Anbieter für Langstrecken über Landesgrenzen hinweg, verfrachtet uns von Liberia nach Masaya in Nicaragua. Das Überwinden der Grenze ist mit wenig Spaß verbunden und dauert zweieinhalb Stunden. Grundsätzlich könnte man das einfacher und unkomplizierter gestalten. Nachdem wir die Pässe abgegeben haben, müssen wir fast zwei Stunden in der sengenden Hitze auf dem Parkplatz warten, bis die Grenzbeamten ihre Arbeit ver-

richtet haben und der Bus wieder bereit ist. Dazu zahlt man dann noch eine Ausreise- und natürlich eine Einreisesteuer. Der 180 km lange Trip dauert somit über sechs Stunden.

Masaya ist eine Stadt mit 30.000 Einwohnern. Sie befindet sich nördlich von Granada und liegt am Fuße des gleichnamigen aktiven Vulkans. Wir haben uns diesen Ort ausgesucht, um die Grünsittiche zu bestaunen, welche im inneren Rand des Kraters ihre Bruthöhlen gebaut haben. Täglich, am späteren Nachmittag, kehren sie mit lautem Geschrei von ihren Tagesausflügen zurück, um in ihren Schlafplätzen Ruhe zu finden. Leider dampft und raucht der Vulkan so heftig, dass wir sie zwar hören, aber nicht einen zu Gesicht bekommen. Die Luft ist mit giftigem Schwefeldampf angereichert. Deshalb sich die Vögel gerade dieses Gebiet ausgesucht haben, weiß niemand.

Wie in vielen mittel- und südamerikanischen Ländern haben sie auch in Nicaragua ein recht einfaches Recyclingsystem. In Plastik verpackte Lebensmittel kaufen, leeren und dann, wo man steht, geht oder fährt, die Verpackung auf den Boden werfen. Wieso machen wir uns das in Deutschland nur so kompliziert? Das Bussystem dagegen ist hier reichlich unübersichtlich. Busse fahren aus allen Richtungen auf einen großen undefinierten Platz, der als Busbahnhof dient. Dieser liegt neben einem noch größeren chaotischen Markt, und in einem lärmigen Gewühl aus Menschen und Bussen, müssen die Reisenden schleunigst die richtige Fahrgelegenheit finden. Meist stehen die Orte irgendwo vorne drauf, oder Busassistenten hüpfen umher und schreien die Reiseziele in die Luft. Apropos Luft. Diese kann in der

Nähe solch großer Märkte gerne zum Würgen anregen, da so ziemlich alles, was nicht mehr gebraucht wird, auch direkt vor Ort »recycelt« wird. Schreiende Schweine, krähende Hähne, bellende und kackende Hunde, tummeln sich neben frisch geschältem Obst und Gemüse, auf staubigen Wegen und blaugrünen Rinnsalen. Alles vermischt sich, bei 37°C und 80% Luftfeuchtigkeit, zu einem ohrenbetäubenden Stimmgewirr, nasenbetäubenden Gestank und augenbetäubenden Tohuwabohu.

Wir finden endlich den richtigen Bus und machen einen kleinen Ausflug zu einem Kratersee in der Nähe. Die Laguna de Apoyo beinhaltet angeblich das sauberste Wasser des Landes. Wo sich Menschen niedergelassen haben, sich mit Seife im See waschen und sich Plastik und anderer Müll am Ufer ansammelt, ist es äußerst fraglich, ob das Wasser sehr rein ist. Auf dem Weg dorthin beobachten wir eine kleine Brüllaffenfamilie, einige Bunthörnchen und viele Motmots, auch Sägeracken genannt. Zehn Arten der bunten Vögel sind überwiegend in den tropischen Tieflandwäldern Mittel- und Südamerikas zu Hause. Ihr markantes Merkmal ist die spatelförmige Federfahne, welche sich am Ende ihrer bis zu 40 cm langen Schwanzfedern befindet.

Heute gibt es in der ganzen Stadt kein Wasser. Ein kleiner Vorrat muss für das kleine Hotel ausreichen, bis die Wasserversorgung wiederhergestellt ist. Dass uns die lückenhafte Versorgung von Strom und Wasser während der gesamten Reise häufiger begegnen würde, können wir jetzt noch nicht ahnen.

Nicaragua unterscheidet sich landschaftlich von Costa Rica. Es ist trockener, zwischenzeitlich fast savannenähnlich, und weniger bebaut. Flora und Fauna sind na-

hezu identisch, jedoch spärlicher, da es weniger Schutzgebiete und Nationalparks gibt. Diese wiederum sind weniger erschlossen und teilweise schwer zugänglich. Das Land hat 40 Vulkane, wovon sechs während der Zeit unseres Besuchs aktiv sind. Auch Erdbeben sind nicht unüblich, da sich zwei große Kontinentalplatten unterirdisch aneinander reiben. Es ist wohl das ärmste zentralamerikanische Land und hat wenig Ressourcen, auf die ein anderes großes amerikanisches Land scharf sein könnte. Der Tourismus wächst und bringt ein paar Dineros. Wir haben jedoch von einem Projekt monumentalen Ausmaßes gehört: Chinesen wollen einen Kanal bauen, der den Pazifik mit dem Atlantik verbindet und durch den großen Nicaraguasee führen soll. Das würden sämtliche Lebewesen des Sees wohl weniger schön finden. Doch dieses Vorhaben entspräche durchaus dem menschlichen Größenwahn.

Der Kaffee ist hier ausnahmsweise ein wahrer Genuss. Oft bekommt man in Lateinamerika nur gefriergetrockneten Instant-Kaffee, grauenhaft. Die Menschen ernähren sich meist von pollo asado (Brathähnchen) und zu viel Fettigem, gefolgt von zu viel Süßem. Wir nehmen was wir kriegen, meistens gallo pinto (Reis mit Bohnen), aber Obst gibt es auch. Und nicht nur das: Wir sind außerdem im Mangohimmel gelandet. Eine Mango zu essen, ohne dass man danach ein Vollbad braucht, haben zumindest wir noch nicht geschafft. In Nicaragua gibt es die leckeren Früchte mundgerecht geschnitten und zum Mitnehmen in kleine Tüten verpackt. Ob sich der Obstmensch vor der Schälerei die Hände wäscht, überlassen wir unserer Fantasie.

Wir sind von Masaya nach Rio Blanco gefahren, mitten im Nirgendwo, von wo aus wir ins Cerro (Berg) Mu-

sun-Schutzgebiet wollen, um uns erneut auf die Suche nach dem Quetzal zu begeben.

Reserva Natural Cerro Musun

Wir haben nur sehr wenige Informationen zu den Umständen vor Ort. Wir finden dennoch ein Bett in einer Bleibe, die uns manchmal mit Strom und Wasser versorgt, meistens jedoch nicht. Wir haben gelesen, dass es eine Art Büro (Oficina) geben soll, von wo aus man Touren buchen kann und weitere Infos über das Gebiet erhält. Niemand im Ort weiß irgendwas darüber, und wir entscheiden uns eigenmächtig los zu stapfen, um den Berg zu erklimmen. Irgendwann gelangen wir an ein Gatter, offensichtlich ein Privatgrundstück. Vor einem kleinen Haus erscheinen drei kleingewachsene Damen verschiedenen Alters. Als wir nach dem Büro, dem Reserva Nacional und dem dazugehörigen Quetzal erkundigen, entgegnen uns nur fragende Blicke aus hübschen braunen Kulleraugen. Wir dürfen aufs Privatland, hören Brüllaffen und viele Vögel, doch ein weiterer Zaun lässt uns resignieren. Wir kehren um. Kein Quetzal.

Wir wollen schnell weg von hier. Weil Touristen selten sind, bringt das einige Unannehmlichkeiten mit sich. Die Menschen starren uns eindringlich an und vergessen dabei, die Fragen zu beantworten, die uns eventuell weiterhelfen könnten. Zudem gibt es hier einen Waffenladen, in dem offensichtlich jeder eine Knarre kaufen kann, der das Geld dazu hat. Das schüchtert uns zugegebenermaßen etwas ein. Als uns dann auch noch ein offensichtlich angetrunkener Raufbold auf offener Straße anpöbelt und wir ihn nur dank lautstarker Verbalattacke und leichtem Körpereinsatz abwimmeln können, suchen wir schleunigst das Weite.

Ein Rückratvernichtungsbus bringt uns fort. Das Gefährt besitzt keine Dämpfung, ist nur mit Holzbrettern bestückt und benötigt fast vier Stunden, um sich (und die Insassen) über übelste Schotterpisten aus dem bergigen Hinterland zu quälen. Nach einigem Umsteigen erreichen wir schließlich San Carlos am äußersten Südostufer des Nicaraguasees. Ein schöner Ort, der mit seinem kleinen Hafen direkt an der Mündung des Rio San Juan liegt. Viele Wasservögel, überwiegend Reiher, und ein Flussotter lassen sich blicken. Einen Tag später machen wir uns auf den Weg flussaufwärts, zu unserem vielversprechenden Ziel.

Refugio Bartola

Das kleine Schutzgebiet liegt direkt am großen Indio Maiz Nationalpark, und unser etwas zu optimistischer Plan beinhaltet die Sichtung der größten Raubkatze Amerikas, dem Jaguar. Drei Tage haben wir uns in der schönen Lodge direkt am Fluss eingeräumt. Drei Regentage, um es genau zu nehmen. An ausgiebige Wanderungen durch die Schutzgebiete ist deshalb nicht zu denken. Wir begnügen uns mit der Ruhe im schönen Garten der Lodge, wo es viele Vögel zu beobachten gibt, und unternehmen kleinere Ausflüge zu Fuß oder im Kanu. Kolibris, Wasservögel und einige Tangare flattern durchs nasse Grün. Regelmäßig, früh morgens, traut sich ein Aguti aus dem Wald, um auf der Wiese der Anlage nach dem Rechten zu sehen. Wir nutzen die Gelegenheit, um den niedlichen vegetarischen Nager beim Fressen zu beobachten. Agutis können bis zu 60 cm lang werden, und ihr kurzes, glänzendes Fell ist überwiegend braun. Am besten beschreibt man die Einzelgänger wohl als überdimensionale Mäuse ohne Schwanz.

Wir finden einige seltene Pfeilgiftfrösche, auch schön, denn die Idee, einen Jaguar zu finden, haben wir schnell aufgegeben. Auf der dreistündigen Fahrt mit dem Schnellboot zurück nach San Carlos, kommt dann auch prompt die Sonne wieder zum Vorschein. Großartig!

Isla Ometepe

Die Insel Ometepe ist eine aus zwei Vulkanen bestehende Insel und liegt im westlichen Teil des Nicaraguasees. Die Fähre bleibt mehrere Male im Sand stecken, und so dauert der knapp 100 Kilometer lange Trip dorthin zwölf wenig aufregende Stunden.

Der größere Vulkan Concepcion (1610 m), nimmt den nördlichen Teil der Insel ein und ist durch eine drei Kilometer schmale Landenge mit dem Vulkan Maderas (1384 m) verbunden. Mitten durch diesen Isthmus zieht sich der kleine und namentlich sinnige Rio Istián, welcher je nach Jahreszeit mal mehr und mal weniger Wasser führt. Das flache Marschgebiet, welches den Fluss umgibt, ist unser einziges Ziel auf der Suche nach Vögeln.

Es ist Ende der Trockenzeit, der Wasserstand des Sees ist niedrig, und es stellt sich heraus, dass der Rio Istián vorübergehend nur ein ausgetrocknetes Flussbett darstellt. Wir erfreuen uns trotzdem an der schönen Natur und bekommen viele Wasservögel und Langschwanzhäher zu sehen. Das Gefieder der Rückenpartie dieser Vögel ist blau bis türkis, ihr Bauch ist weiß und durchzogen von einem schwarzen Brustring. Ein signifikanter Federkamm schmückt ihren Kopf, und dank ihrer langen Schwanzfedern können sie bis zu 45 cm Länge erreichen. Ihr lautes Gezeter ist nicht zu überhören. Wir lachen über uns selbst, da wir den Langschwanzhähler

schon in Costa Rica mit durchwachsenem Erfolg gesucht haben.

Hier auf Ometepe haben wir gleich mehrere Exemplare während einer kurzen Fahrradtour entdeckt. Es sollte sich herausstellen, dass Ähnliches noch des Öfteren auf unserer Tiersuche der Fall sein wird: Man sucht sich an einem Ort nach einem bestimmten Tier dusslig, um dann an einem anderen Ort zuhauf fündig zu werden, obwohl diese Spezies gar nicht auf dem Plan stand. Die Natur und das Tiervorkommen mag dokumentiert sein, ist jedoch alles andere als planbar. Das treibt uns an und vereint Spannung und Frustration, Freude und Enttäuschung.

Viele energiegeladene Backpacker, die hier anlanden, begeben sich sogleich auf die Suche nach Touranbietern, um einen der Vulkane zu besteigen. Wir entscheiden, dass wir nicht mehr auf jeden Berg klettern müssen und amüsieren uns, als die stöhnenden Bergbezwinger von ihrer neunstündigen Tour zurück kommen und neben uns halbwach im Bus sitzen. Von oben bis unten mit Dreck und Schlamm beschmiert, scheinen sie nicht zu wissen, ob sie lachen oder weinen sollen. Ein zitternder »Daumen hoch« gibt an, dass sie ihre Unternehmung trotz aller Strapazen toll fanden. Wir nicken, lächeln wohlwollend voller Respekt und erwidern die Daumengeste.

San Juan del Sur

Eine kurze Fährüberfahrt bringt uns wieder auf das Festland, und wir teilen uns ein Taxi mit zwei Australierinnen, um nach San Juan del Sur zu gelangen, Nicaraguas Surfermekka. Ganz im Südwesten des Landes gelegen, gibt es nicht viel zu sehen was unseren Interes-

sen entspricht. Der Strand ist schön, doch dem Drogenangebot und den Surferpartys können wir nichts abgewinnen. Drei Tage später, wir haben unseren Rucksack schon für die Weiterreise gepackt, entscheiden wir uns spontan zu einem einwöchigen Spanischkurs. Schließlich sind wir noch eine Weile unterwegs, und zum Wohle der Latinos, erscheint uns das sinnvoll. San Juan ist ein guter Ort dafür, denn die Lehrer sind professionell und der Unterricht macht Spaß und bringt uns weiter. Auch wenn wir nach dem Intensivkurs zunächst kein gerades Wort mehr formulieren können, weder in Deutsch, noch in Englisch, noch in Spanisch. Grammatik verwirrt Gehirn und Zunge.

Mit dem »Chickenbus«, wie die Busse der Einheimischen von vielen genannt werden, weil man eingepfercht ist wie ein Huhn in der Legebatterie, verlassen wir San Juan del Sur. Die 45 minütige Busfahrt zur nächsten Hauptstraße sollte sich als wahrer Alptraum herausstellen. Bei über 40°C stehen wir schweißtriefend und zusammengepresst mit anderen Fahrgästen im Bus, und aus den wackelig angebrachten Lautsprechern kracht in ohrenbetäubender Lautstärke der Sound der Hölle, Reggaeton. Es dauert fast fünf Minuten bis wir uns bei der Haltestation aus dem Bus geschält haben. Ob die Einheimischen es prima finden, dass wir auch noch unsere Rucksäcke über ihre Köpfe hinweg hinausbuchsen müssen, einschließlich einiger Vollkontakte, verschleiern ihre zweifelnden Blicke. Schließlich sind wir wieder frei und auf dem Weg zur Grenze, wo der Grenzübergang dieses mal um einiges unkomplizierter und schneller verläuft, da wir ihn eigenständig abwickeln können. Costa Ricas Grenzer fragen uns nach einem Weiterreiseticket. Dieses präsentieren wir nicht

ohne Stolz, denn mittlerweile haben wir eine Möglichkeit entdeckt, dieses Hindernis charmant aus dem Weg zu räumen. Darauf kann ich leider nicht weiter eingehen. Nur so viel: man benötigt einen Internetzugang, den Link zu einer hilfreichen Homepage und einen Drucker. Gut ausgerüstete Internet-Läden gibt es in Lateinamerika in fast jedem Ort.



Aguti, Erdbeerfröschchen, Stirnlappenbasilisk, Refugio Bartola



Vulkan Concepcion, Langschwanzhäher, Isla Ometepe



Veraguasittich und die Bucht von San Juan Del Sur

Nationalparks al gusto in Costa Rica, Teil II

Ursprünglich war der Plan für die Reiseroute ein etwas anderer. Wir wollten in Mexiko starten und Land für Land nach Argentinien reisen. Die Sicherheitslage in El Salvador und Honduras ist jedoch aufgrund der Kriminalität sehr angespannt, da hier die Mara ihr Unwesen treiben. Die skrupellosen Jugendbanden überfallen zuweilen auch Busse und schrecken vor Waffengewalt nicht zurück. So haben wir uns notgedrungen für eine Abkürzung entscheiden müssen. Da nun der Flug aus der Dominikanischen Republik nach Costa Rica um einiges günstiger war, als direkt nach Nicaragua, haben wir diese Route gewählt. Auch wenn wir jetzt, um nach Panama zu gelangen, ein zweites Mal durch Costa Rica reisen. Doch das ist gut so, denn es gibt noch reichlich zu entdecken.

Natur kontra Wirtschaft

Costa Rica ist in Sachen Naturschutz weltweit einzigartig. Rund ein Drittel des Landes besteht aus geschützten Gebieten. Das kleine Land hat für Naturliebhaber eine Menge zu bieten und hat eine artenreiche Flora und Fauna. Für Tiersuchende bieten die 32 Nationalparks, 13 Wald- und über 50 Tierschutzgebiete genügend Möglichkeiten, um die über 230 Säugetierarten und über 800 Vogelarten zu bewundern. Der Regenwald ist Habitat für vier Affenarten und bietet zudem Lebensraum für unzählige Amphibien, Schlangen und Reptilien. Über zehn Prozent des Landes stehen unter strengem Naturschutz. Trotzdem sind viele der seltenen Tierarten bedroht, darunter Tapire, Pumas, Jaguare, mehrere Arten von Meeres-Schildkröten, und einige Vogelarten, wie

der Quetzal oder die Hellroten Aras.

Die Wildtierbeobachtung erfreut sich steigender Beliebtheit und wird mehr und mehr zum einträglichen Geschäft. Das bleibt nicht ohne Folgen. Die Qualität der Guides leidet ganz offensichtlich darunter, da sich mittlerweile jeder Zweite für einen solchen hält. Und nicht nur die Preise für Nationalparks, Touren und Guides steigen in unerwünschte Dimensionen, in manchen viel beworbenen und leicht zugänglichen Parks ist der Besucherandrang zu hoch und schlecht kontrolliert. Das ist auch der Grund, weshalb wir uns gegen den Besuch des Manuel Antonio Nationalparks entschieden haben, einer der beliebtesten Parks Costa Ricas. Die Infrastruktur wächst, was sich auf lange Sicht negativ auf die Wildtiere und deren Schutzgebiete auswirkt.

Das wirtschaftliche Wachstum ist auch in Costa Rica ein großes Thema. An der pazifischen Westküste haben viele Investoren aus den USA und Kanada ganze Landstriche gekauft. Die Bebauung, sowohl mit privaten Anlagen, als auch mit Hotels, bringt Arbeitsplätze und Konjunkturrhöhen. Grundsätzlich ist auch das Preisniveau im Westen des Landes höher, da hier der Dollar mehr und mehr Einfluss nimmt.

Palo Verde Nationalpark

Wieder in Liberia kümmern wir uns um einen Mietwagen. Die Budgetierung kommt erneut zum Tragen und es stellt sich heraus, dass die Wahl eines gemieteten Autos tatsächlich um einiges günstiger ist, als eine Tour zu buchen. Zudem sind wir ungebunden und können den Park eigenständig erkunden, was für die Foto- und Videografie ebenfalls von Vorteil ist. Der 184 km² große Palo Verde Nationalpark in der Guanacaste Province,

circa 50 km südwestlich von Liberia, ist überwiegend von tropischem Trockenwald geprägt. Da er sich jedoch im Tal des anliegenden Tempisque Flusses befindet, gibt es hier eine Besonderheit. In der Regenzeit tritt der Fluss über die Ufer und große Teile werden zu überfluteten Ebenen und Sumpflandschaften. Dann ist das Gebiet ein Paradies für viele Wasservögel, die im seichten Wasser leicht an ihr Futter gelangen. Darunter auch der Rosa Löffler, welchen wir nur allzu gerne aus der Nähe betrachten wollen.

Der Park hat zwei Eingänge, und wir fahren zunächst in den westlichen Teil, um an einer Bootstour teilzunehmen. Auf dem Rio Tempisque treiben wir gemächlich flussabwärts. Der Fluss ist abhängig von den Meereszeiten und je nach Wasserstand kann man unterschiedliche Tierarten am Ufer erwarten. Wir sehen Amerikanische Krokodile, Türkisbrauenmotmots, einige Wasservögel und Weißschulterkapuzineraffen. An letztere kommen wir so nah heran, dass sie, in der Hoffnung auf Futter, sogar auf unser Boot kommen und dieses eingehend inspizieren. Als ich gerade filme, zieht mich doch tatsächlich einer der lausbubenhaften Primaten von hinten an den Haaren. Ich muss lachen und nichts ist passiert, doch witzig ist es eigentlich nicht, denn sie haben scharfe Fingernägel, von denen man ungern gekratzt werden möchte. Ich füttere niemals Tiere und das empfand der Affe wohl als persönlichen Affront. Seine Handgreiflichkeit beweist, dass sich die Tour-Anbieter oder Touristen nicht immer an ihre eigenen Vorgaben halten. Die schlauen Tiere haben eine gewisse Erwartungshaltung bezüglich der Fütterung entwickelt.

Am nächsten Tag fahren wir zum östlichen Parkeingang. Als wir zur großen Lagune kommen, wo wir freu-

dig auf Rosa Löffler hoffen, ist da zwar eine Ebene, aber keine Lagune, kein Sumpf, ja nicht mal ein Rinnsal und somit auch kein einziger Wasservogel. Ende der Trockenzeit, es hat lange nicht geregnet, Pech gehabt. Rund um die Ranger-Station, die gleichzeitig auch Unterkunft für Wissenschaftler bietet, tummeln sich die meisten Tiere. Wir sehen Geoffroy's Klammeraffen, eine große Nasenbärfamilie, Weißwedelhirsche und einige Karibik-Karakaras. Wir steigen aufgeregt aus dem Auto, um die imposanten Klammeraffen zu beobachten, verflüchtigen uns jedoch wenige Augenblicke später wieder zappelnd und kreischend in den sicheren Schutz unseres Suzuki Jimny, denn Moskitos machen uns den Garaus. Hunderttausende aggressive, kleine Blutsauger zwingen uns zum Aufgeben, und wir müssen die Affen ziehen lassen. Geoffroy's Klammeraffen sind unsere persönlichen Lieblinge, da ihre sympathischen Gesichtszüge ein friedliches Gemüt vermitteln. Leider ist ihr Bestand bedroht. Sie sind die zweitgrößten Affen in den hiesigen Gefilden. Ihre schwächtigen Körper können bis zu 63 Zentimeter Kopf-Rumpf-Länge erreichen. Ihr Fell ist rotbraun, und sie sind in Gruppen oder Familienverbänden unterwegs. Klammeraffen sind die besten Kletterer unter den Primaten. Ihren etwa 80 Zentimeter langen Schwanz nutzen sie dabei als fünfte Extremität, und manchmal kann man sie sogar nur am Schwanz hängend von den Ästen baumeln sehen. Beim Beobachten der Nasenbären (Coati) ist der Durst der fliegenden Blutsauger weniger dringlich, und wir lassen uns von der Spielfreude der Kleinen entzücken. Die mittelamerikanischen Coatis kann man in Costa Rica so ziemlich in jedem Park antreffen. Da sie Allesfresser sind, können sie sich an jeden Lebensraum gut anpassen. Sieht man

sie in Gruppen, handelt sich es meist um Mütter und den Nachwuchs. Männchen sind Einzelgänger und nur bei der Paarung gesellig. Ihr Geruchssinn ist sehr gut, und mit ihren verlängerten Nasenspitzen können sie das Laub aufwühlen, um an versteckte Insekten zu gelangen. Ihren schwarz-braun geringelten Schwanz recken sie stets in die Höhe, was es uns erheblich erleichtert, sie im Dickicht zu erspähen.

Carara Nationalpark

Achtzig Kilometer westlich von San Jose, direkt an dem Pazifischen Highway 34 (Carrera Pacifica), liegt der ca. 4.700 Hektar große Carara Nationalpark. Unweit des kleinen Örtchens Tarcoles befinden sich die zwei Haupteingänge des Parks. Tarcoles selbst ist bei Tierbeobachtern bekannt, weil man hier, am Flussufer des Rio Grande de Tarcoles, große Spitzkrokodile von einer Brücke aus beobachten kann.

Einige Exemplare der gefährdeten Hellroten Aras haben sich hier niedergelassen. In Zentralamerika sind die Vögel wegen ihrer schönen Federn und aufgrund des Haustierhandels fast ausgestorben. Nur wenige Minuten nach dem Betreten des Parks haben wir Glück und können eine kleine Gruppe in den hohen Bäumen sitzen sehen. Sie sind gerade am Fressen, und offensichtlich wissen sie reife Mangos zu schätzen. Ihre Diät besteht ausschließlich aus Baumfrüchten. Wie die meisten Papageienarten sind sie monogam. Hat sich ein Paar gefunden, bleiben sie ein Leben lang zusammen. Die größten Papageien Zentralamerikas können bis zu 40 Jahre alt werden, und ihre »arra arra«-Rufe schallen laut durch's grüne Dickicht. Die Grundfarbe des bis zu 90 Zentimeter langen Vogels ist rot, doch beim Fliegen erkennt man

gut die gelben und blauen Deckfedern seiner Flügel. Auf den schönen Wanderwegen im Park finden wir außerdem die sehr seltenen Weißen Honduras Fledermäuse, weniger seltene Agutis und einige Goldbaumsteiger Pfeilgiftfrösche, auch Schwarz-grüner Pfeilgiftfrosch genannt.

Dass man nicht immer Glück mit Unterkünften haben kann, müssen wir in Uvita erfahren, 150 km südlich von Tarcoles und ebenfalls an der Carrera Pacifica gelegen. Wir haben hier wieder einmal via Smartphone gebucht. Zwei bekiffte Israelis empfangen uns leicht überrascht, denn sie haben die Buchungen nicht geprüft. Das Zimmer ist von Schimmel durchsetzt und es ekelt uns. Es gibt keinen Ausweg. Die anderen Zimmer sind keinen Deut besser, und wir müssen hier bleiben, da alle anderen Unterkünfte entweder voll, geschlossen, oder völlig überteuert sind. Also legen wir unsere dünnen Seidenschlafsäcke auf die modrige Matratze, verbringen eine grausige Nacht und verlassen beim ersten Anzeichen von Helligkeit den schaurigen Ort, um den frühestmöglichen Bus gen Süden zu bekommen.

Golfito

Nach 120 Kilometern kommen wir zur letzten größeren Stadt im Südwesten und nahe an die Grenze zu Panama. Golfito befindet sich am östlichen Ufer des Golfo Dulce und am Rande des Refugio De Vida Silvestre Golfito und des angrenzenden Piedras Blancas Nationalparks.

Wir trauen unseren Ohren kaum, als wir erfahren, was ein Trip in den Park kosten soll und dass die einzige Lodge pro Nacht über 200 Dollar verlangt. Da Verweigern wir uns trotzig und begeben uns bei einer

morgendlichen Wanderung eigenständig auf die Suche nach tierischen Besonderheiten. Wir erhaschen tolle Ausblicke auf den Golfo Dulce, den bewaldeten Hügeln der Nationalparks und können sogar einige Tukane entdecken.

Es gibt wohl keine Vogelart, die mehr mit Lateinamerika in Verbindung gebracht wird als der Tukan. Zurecht, denn sein überdimensionaler Schnabel ist einzigartig und imposant, und sein Verbreitungsgebiet reicht von Mexiko bis ins nördliche Argentinien. Die insgesamt 45 Tukanarten unterscheiden sich jedoch in Farbe, Größe und Vorkommen. So gibt es Tiere, die die kühleren Bergwälder der Anden der tropischen Urwaldhitze vorziehen. Der Riesentukan kann bis zu 60 cm Länge erreichen, während die kleinste Art, aus der Gattung der Bartvögel, gerade einmal 15 cm misst. Und während der Blauzügelarassari fast durchgängig grün ist, gehört der Tukan-Bartvogel wohl zu den buntesten Vögeln überhaupt. Dass Tukane beim Fliegen aufgrund des Gewicht des Schnabels keine Saltos schlagen liegt daran, dass dieser hohl und deshalb sehr leicht ist. Ein weiterer Vorteil des Schnabels ist, dass der Vogel die Blutzufuhr steuern kann, was zur Regulierung des Wärmehaushalts dient. Tukane sind jedoch bei anderen Vogelarten nicht sehr beliebt. Da sie zur Ordnung der Spechtvögel gehören, betätigen sie sich gerne als Nesträuber. In Costa Rica gibt es acht Arten, wobei der Swainson-Tukan am häufigsten vorkommt.

Von Golfito aus soll uns ein Schnellboot hinüber auf die andere Seite des Golfs bringen. Wir sind etwas spät dran und halten einen Bus an, der uns die wenigen hundert Meter zum Bootssteg mitnehmen soll. Ich mache dem Busfahrer klar was wir wollen und dass wir

nur ein kleines Stück mitfahren werden. Er verzieht keine Miene und verlangt den vollen Fahrpreis, welcher eigentlich bis zur nächsten Stadt gilt. Die ständige Abzockerei gegenüber Reisenden geht uns langsam tierisch auf die Nerven und das bekommt der Busfahrer verbal zu spüren. Immerhin erreichen wir das Boot gerade noch rechtzeitig. Die rasante Fahrt über das ruhige Wasser dauert nur 30 Minuten. Dank des Meerwassergeruchs hat sich das Gemüt beruhigt, und wir sind zu allem bereit, als wir am Bootsteg in Puerto Jimenez ankommen.

Corcovado Nationalpark

Puerto Jimenez liegt im Golfo Dulce, auf der Osa Halbinsel. Hier bereiten wir uns auf den Trip zu einem unserer Hauptziele der Reise vor, dem Corcovado, Costa Ricas größtem Nationalpark. Der knapp 42.000 Hektar große Park zählt zu den artenreichsten Regenwäldern der Welt und beherbergt rund 2,5% der gesamten Biodiversität. Durch ihre Abgeschlossenheit wurde die Osa Peninsula erst 1960 von Menschen entdeckt und an den Rändern besiedelt. Der 1970 gegründete Park verspricht die besten Chancen auf Wildtiersichtungen in ganz Costa Rica. Tapire, Nasenbären, Ameisenbären, Agutis, Weißwedelhirsche, Wildschweine, alle vier heimischen Affenarten, viele Vögel, Reptilien und Schlangen, aber auch Pumas, Jaguare und Ozelots wurden in dem tropischen Urwald schon gesichtet. 2014 wurde ein Gesetz erlassen, welches dem Besucher nur noch in Gesellschaft eines Führers erlaubt, den Park zu betreten. 2012, bei unserem letzten Besuch, bezahlten wir deshalb nur einen Bruchteil. Aktuell kosten zwei Nächte im Park 280 Dollar. Doch als wir nach nur wenigen Kilometern die

ersten Aras zu Gesicht bekommen, haben wir das schon wieder verdrängt. Unser Ziel ist La Sirena Ranger Station, zwanzig Kilometer schweißtreibenden Fußmarsches vom Eingang entfernt. Vor der Lauferei graut es uns. Wir kennen die Strecke. Diese hat uns beim letzten Mal ganz schön mitgenommen, und da die Unterkunft eher rudimentär ist, muss sämtliches Camping-Zubehör mitgeschleppt werden. Zum Zelt, der Kleidung, dem Kochgeschirr, dem Essen und dem Wasser, kommen in unserem Fall noch zwei Kameras hinzu. Man kann sich auch für einige Dolares einfliegen lassen, oder die Ranger Station von der nördlich gelegenen Drake Bay aus mit dem Boot erreichen. Beim Wandern fühlt man die Einsamkeit, während es in der Ranger Station selbst etwas geschäftiger zugeht. Bis zu 40 Leute finden hier in Schlafräumen Unterkunft oder können die überdachte Campingplattform nutzen.

Auf den schönen wilden Pfaden rund um die Station hoffen wir auf die seltenen mittelamerikanischen Baird Tapire zu treffen. Tapire sind die größten Tiere Zentral- und Südamerikas und überwiegend nachtaktiv. Da uns aber nächtliche Exkursionen nicht gestattet sind, gestaltet sich die Suche kompliziert. Zum Park gehören weite, unberührte pazifische Traumstrände. Deren Zauber scheinen die Tapire ebenfalls erlegen zu sein, denn wir finden überall Spuren im Sand. Die massigen Säugetiere nehmen in den Morgenstunden gerne ein Bad im Meer. Unser Guide kennt den Wald sehr gut und führt uns früh morgens zu einer Stelle, an der es gute Chancen gibt ein Tier anzutreffen. Und tatsächlich. In einer Suhle liegt ein großes Exemplar und lässt sich, dankbarerweise, nicht von uns stören. Es gelingen tolle Aufnahmen, und wir freuen uns, so nah an dieses seltene Tier ge-

langt zu sein. Die bis zu 300-Kilo-Kolosse haben eine dicke, graue bis dunkelbraune Haut und sehen eigentlich aus wie große Schweine mit einer verlängerten Nase. Ihr Geruchssinn ist sehr gut ausgebildet. Und, ähnlich wie Elefanten, nutzen sie den kleinen Rüssel ebenfalls, um beim Fressen Früchte oder Blätter von den Ästen zu zupfen.

Wir machen eine Pause und genehmigen uns ein simples Frühstück im Camp, bevor wir uns auf den nächsten Pfad begeben. Wir staunen über die spektakuläre Baumakrobatik der sympathischen Klammeraffen, begegnen Lanzenottern und Kaimanen und laufen einer Horde Nabelschweinen über den Weg. Von diesen Wildschweinen, auch Pekaris genannt, gibt es in Mittelamerika zwei Arten. Trifft man in der Wildnis auf diese Tiere, ist es wichtig zu wissen, welche Art man vor sich hat. Halsbandpekaris, welche wir gesichtet haben, sind im Durchschnitt 85 cm lang und wiegen etwa 25 – 30 Kilogramm. Am Kragen besitzen sie einen etwas helleren Streifen, der sich leicht vom grau-braunen Rest des Fells abhebt. Halsbandpekaris sind harmlos. Ganz anders verhält es sich mit den Weißbartpekaris. Die bis zu 130 cm langen und bis zu 50 Kilogramm schweren Schweine können aggressiv werden und angreifen. Als Drohung klappern sie dann gerne mit ihren bis zu 15 cm langen Hauern. Leiser Rückzug ist dann die schlaueste Variante. Sollte man angegriffen werden, ist die Flucht auf den nächsten Baum die beste Alternative. Andernfalls kann eine Begegnung im schlechtesten Fall tödlich enden.

Wir filmen außerdem den endemischen Golfo Dulce Pfeilgiftfrosch und erleben, wie die Bullenhaie nahe am Strand jagen. All das im immergrünen Pflanzenkaleido-

skop dieses einzigartigen Primärwaldes. Katzen erspähen wir keine. Auch die BBC hat sich hier 2012, beim Filmen des Dokumentarfilms »The Dark«, vergeblich auf die Lauer gelegt. Doch nachdem wir beim Rückweg auch noch die vierte Affenart, die Totenkopffäffchen, beobachten können, sind wir durchaus zufrieden. Totenkopffäffchen sind die kleinste und seltenste Affenart in Zentralamerika, und nur in wenigen Parks der Ostküste kann man mit ihnen rechnen. Sie besitzen ein hellbraunes, kurzhaariges Fell und erreichen eine maximale Körpergröße von 36 Zentimetern. In Costa Rica ist der Primat bedroht, da der Haustierhandel den Bestand stark reduziert hat. Das bekannteste Totenkopffäffchen ist vermutlich Pippi Langstrumpfs Herr Nilsson.

Die letzten Kilometer sind anstrengend aber machbar. Wir gönnen uns eine eiskalte Cola am kleinen Kiosk in Karate, während wir auf den letzten Truck zurück nach Puerto Jimenez warten. Der Corcovado ist genial.

Arbeitsmöglichkeiten

Wir sind eine ganze Weile unterwegs, warum also nicht irgendwo arbeiten? Bei einem Trip nach Neuseeland haben wir zum Beispiel mit Wwoofing (World Wide Opportunities on Organic Farms) gute Erfahrungen gemacht. Gegen einen kleinen Anmeldebetrag kann man sich beim passenden Internetportal registrieren und hat daraufhin Zugriff auf sämtliche Informationen. Man kann sich zwischen vielen Biofarmen entscheiden und eine gewisse Zeit gegen Kost und Logis mitarbeiten. Wir haben uns die Option des Arbeitens eine Weile offengehalten, doch dann dagegen entschieden, da uns die freie Reisezeit zu kostbar erschien.

Außer dem Wwoofing gibt es noch zahlreiche ande-

re Möglichkeiten, irgendwo tätig zu werden. Es gibt Help-X, Workaway, Work and Travel, und viele Organisationen die Volunteering, also Freiwilligenarbeit, anbieten. Während Workaway viele unterschiedliche Aufgaben anbietet, z.B. als Kinderhüter, Hundesitter oder Haushaltshilfe, liegt bei HelpX das Hauptaugenmerk auf der Mitarbeit in Hostels. Im Vergleich zu Work and Travel, wo es Altersbegrenzungen gibt, sind die anderen Möglichkeiten vom Alter unabhängig. Das Volunteering ist für viele eine interessante Alternative. Für mich hat sich die Logik jedoch noch nicht gänzlich erschlossen und wird es auch wohl niemals tun. Organisationen die Freiwilligenarbeit anbieten betätigen sich oft im Naturschutz oder bei Hilfsprojekten für Menschen. Das ist demnach eine gute Sache. Nun impliziert das Wort Freiwilligenarbeit, dass die Teilnehmer irgendetwas arbeiten, sich also für die Organisation betätigen. Wieso also, frage ich mich, muss man dafür zahlen? Denn das ist erforderlich und zwar nicht zu knapp. Wir haben uns über einige Organisationen informiert und bei so ziemlich allen muss man gehörig abdrücken. Was uns eine 18-jährige Amerikanerin in Costa Rica aufischt, schlägt dem Fass den Boden aus. Sieben Wochen arbeitet sie im Otterschutz auf der Osa Halbinsel, und die US amerikanische Organisation verlangt 3000 \$. Die Eltern der jungen Dame haben ihr das angeblich gerne ermöglicht. Ich rekapituliere. Man arbeitet und zahlt dafür. Das ist doch brilliant. Wieso ist mir das nicht eingefallen. Ich Gründe eine Firma, stelle irgendetwas her oder biete etwas an, und lasse meine Mitarbeiter dafür zahlen. Nun, diese Art von Gedankengang ist für Mitteleuropäer vielleicht schwer nachvollziehbar, für US-amerikanische Volunteer-Organisationen aber scheinbar schlüssig.

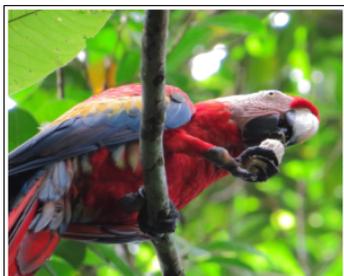
Der kleine Truck, mit dem wir vom Park zurück fahren, ist voll von US amerikanischen, englischen und kanadischen Freiwilligen, also scheint diese Art von Geschäft relativ beliebt zu sein. Trotz wachsender Fragezeichen im Kopf, ziehe ich das Positive heraus: Es gibt viele junge Menschen, denen der Schutz der Umwelt und der Tiere wichtig sind.



Weißschulterkapuziner und Türkisbrauenmotmot, Palo Verde NP



Weißrüssel-Nasenbär und Karibik-Karakara, Palo Verde NP



Hellroter Ara und Goldbaumsteiger, Carara NP



Bairds Tapir und Greifschwanz-Lanzenotter, Corcovado NP



Totenkopffäffchen und weißer Ibis, Corcovado NP



Bischofstangare, Rosa Löffler und Buntkehl-Saltator, Osa Halbinsel

Durchwachsenes Panama



In Puerto Jimenez haben wir nach unserem Corcovado Abenteuer eine schöne und gemütliche Unterkunft gefunden. Der Besitzer ist Kolumbianer und so verliebt in Vögel, dass er für die vielen bunten Tangare und Fliegenschnäpper gerne Bananen und Mangos auf dem Zaun drapiert. Wir haben große Freude und verlassen den Ort nur ungern. Der Trip über die Grenze geht flott, und wir gelangen zur ersten großen Stadt namens David, ganz im Norden Panamas. Alles wirkt zunächst sehr US-amerikanisch. Panama hat den Dollar adaptiert und große Umrechnung fällt hier somit weg. Riesige Pick-Up Trucks krachen durch Rasterstraßen ohne Gehweg. Es gibt riesige Supermärkte mit angenehmen Preisen. Sämtliche Fastfood-Ketten sind vertreten, und die Panamaer sind hier, trotz der Hitze, relativ entspannt. Die 3,9 Millionen Einwohner teilen sich in viele unterschiedliche Gruppen, darunter auch einige indigene Stämme. Die Indios tragen oft schöne, bunte Gewänder und sehen sehr interessant aus, da die Gesichtsform spannend anders ist. Im abgelegenen Gebiet Guna Yala, ganz im Südwesten, lebt das autonome, indigene Volk

der Kuna. Die Kuna sprechen teilweise gar kein Spanisch, haben sich aber in letzter Zeit mehr und mehr dem Tourismus geöffnet. Unsere Route führt uns nicht zu diesen Menschen, denn wir haben anderes im Sinn.

Orientierung

Nahezu in jeder lateinamerikanischen Stadt ist das Straßennetz rasterförmig gebaut. Entfernungsangaben werden daher häufig in Blocks, also *cuadras*, angegeben. Es gibt *Calles* und *Avenidas*, welche einfach vom Zentrum ausgehend durchnummeriert werden. In den meisten Orten bildet das Zentrum die *Plaza De Armas*, wo oft auch Festivitäten abgehalten werden. Scheinbar ist der Orientierungssinn vieler Latinos nicht sehr ausgeprägt. Oft können sie bei Fragen nach bestimmten Orten, Straßen oder Gebäuden nicht weiterhelfen. Wir vermuten, dass ihnen ihre Unkenntnis peinlich ist. Um das zu verbergen, weisen manche in irgendeine Himmelsrichtung, und mit den Worten: »*dos cuadras*« (zwei Blöcke), schicken sie einen dann oft überall hin, nur nicht zum gewünschten Ziel.

Volcan Baru

Das kleine Bergdorf *Boquete* liegt auf 1200 Metern Höhe und ist unsere nächste Zwischenstation. Es befindet sich vierzig Kilometer nördlich von *David*, idyllisch am Rande des *Volcan Baru Nationalparks*. Subtropischer Regenwald und Nebelwald gehen hier ineinander über, und viele bunte Vögel flattern durch die angenehm frische Luft. *Tangare*, *Fliegenschnäpper*, *Kolibris* und sogar *Tukane* fühlen sich am Fuße des Vulkans heimisch. Doch unser Ziel ist wieder einmal der *Quetzal*, und der nach dem Vogel benannte Wanderweg soll uns Glück

bringen. Nach einer verregneten Nacht wandern wir bergauf, den Ausläufer der südlichen Flanke des Vulkans (3477m) empor. Und dann ... nur kurz, quasi den Bruchteil eines Flügelschlags, erspähen wir im Zwielicht die Silhouette des sagenhaften Vogels. Oder war es bloß sein Schatten? Einige Zeit später machen wir uns enttäuscht auf den Rückweg. Der Quetzal bleibt versteckt. Wieder nichts.

Chitre

Mit 25.000 Einwohnern ist Chitre die größte Stadt der Provinz Herrera und gilt als bester Ausgangspunkt für Trips zur Azuero Halbinsel. Hier befindet sich der südlichste Punkt des Festlands Mittelamerikas. Chitre liegt nur vierzig Kilometer von der Panamericana entfernt und ist leicht von Santiago aus zu erreichen. Die Stadt sollte unser Startpunkt für einen Abstecher zur kleinen Isla Iguana sein. Die etwas weiter im Süden vorgelagerte Insel ist die Heimat einer großen Kolonie von Fregattvögeln. Der Trip erübrigt sich jedoch, denn an dem stark von Ebbe und Flut beeinflussten Strand von Chitre können wir einige der Seevögel bereits entdecken. Sie können eine Flügelspannweite von über 2,4 Metern erreichen und ernähren sich von Fisch, welchen sie gerne auch anderen Vögeln abjagen. Ihr Name entstand durch den Vergleich mit jagenden Piratenfregatten. Sie sind größtenteils schwarz, doch die Männchen der Prachtfregattvögel können ihren Kehlsack zu einem roten Ballon aufblasen, was in der Balzzeit die Aufmerksamkeit der Weibchen erregen soll.

Die Bewohner Chitres sind stolz auf ihre prunkvolle Kathedrale San Juan Bautista. Und es stellt sich heraus, dass wir just zu der Zeit hier gelandet sind, in der das

große jährliche Huldigungsfest ihm zu Ehren stattfindet. Drei Tage, aber vor allem zwei Nächte lang, wird in bunten Kostümen und Teufelsmasken musiziert, getanzt und gefeiert, und Feuerwerke werden gezündet. Mannshohe Lautsprecher blasen die Musik in ohrenbetäubender Lautstärke durch sämtliche Gassen. Die Nächte werden durchgefeiert, und nach dem offiziellen Teil verteilen sich die Leute in kleine Bars, um privaten Tanzeinlagen zuzusehen. Alkohol fließt in Strömen, und beim Tanzen werden enorme akrobatische Einlagen gezeigt. Der beste Tänzer wird daraufhin von den Zuschauern mit Geld bedacht, oder besser gesagt beworfen. Außerdem werden die hiesigen Cowboys für ihre Arbeit geehrt. Auch hier wird nicht gespart. Und wenn die stolzen Reiter mit ihren herausgeputzten Pferden durch die Gassen stolzieren, löst sich immer mal wieder ein Zuschauer aus den Reihen und steckt dem Helden einen Flachmann »seco herrerano« zu. Der 35 prozentige Zuckerrohrschnaps wird hier in der Region produziert und tut unübersehbar seine Pflicht.

Nachdem das hitzige Wochenende vorüber ist, machen wir uns wieder auf den Weg.

Huldigungen

Religion wird in Lateinamerika sehr ernst genommen, und der weitaus größte Teil der Bevölkerung ist christlich. Fast achtzig Prozent sind Katholiken, zehn Prozent protestantisch. Diese Angaben sind ohne Gewähr, da sich angeblich mehr und mehr freie Kirchen bilden. Glaubensrichtungen der Indio Stämme sind so gering, dass sie in der Hochrechnung leider zu vernachlässigen sind. Es passiert uns relativ häufig, dass wir losziehen um etwas zu erledigen, und dann feststellen, dass es

nicht erledigt werden kann, weil wieder einmal ein Feiertag ist und alle Geschäfte ruhen. Allein elf Jungfrauen wird im Jahresverlauf gehuldigt. Doch ob und wie das gehandhabt wird, ist von Region zu Region unterschiedlich. Wir respektieren das natürlich, blicken aber nicht durch und lassen uns, wie gehabt, überraschen.

Omar Torrijos Nationalpark

Das kleine Barrigon ist eine Siedlung im Inneren Panamas, liegt 53 Kilometer westlich von Penonome, und ist von El Cope aus erreichbar. Hier haben wir uns bei einer netten Familie einquartiert. Der Inhaber der Unterkunft ist gleichzeitig auch unser Führer für einen Abstecher in den wenig besuchten Omar Torrijos Nationalpark. Der Nebelwald des Parks liegt auf der Kontinentalen Wasserscheide und bedeckt sowohl die pazifischen als auch die karibischen Hänge des Mittelgebirges.

Unsere morgendliche Tour führt uns auf einem der wenigen Wanderpfade durch teilweise steiles Gebiet. Wir entdecken einige Vögel, aus der Ferne hören wir Affen, doch viele Tiere bekommen wir letztlich nicht zu sehen. Der Park scheint durch seine Lage und der Infrastruktur für die Wildtierbeobachtung eher ungeeignet, doch sein Pflanzenreichtum ist prädestiniert für Botaniker. Auf dem Rückweg entdecken wir zwar noch eine Korallenotter am Wegesrand, doch damit müssen wir uns bei diesem Trip begnügen.

Abends sitzen wir auf der Veranda und beobachten die blutroten Scharlachbauchtangare (spanisch Sangre del Toro), als sich die beiden jungen Mädchen der Familie vor uns hinstellen und anfangen, aus ihren Schulbüchern Englisch vorzulesen. Es entstehen einfache Englischkonversationen und später zeigen sie uns sogar

noch einen einheimischen Tanz. Leider, wie soll es anders sein, fordern sie uns auf mitzutanzten. Natürlich können wir den dunklen, flehenden Kinderaugen nicht widerstehen und machen uns ausnahmsweise gerne zum Affen. Ohne zu wissen, was der Tanz bedeutet, blödeln wir schließlich zu viert im Kreis herum und verbringen einen lustigen Abend.

Reisetourett dank Panama-Stadt-Taxi

Es hat 35°C im Schatten, und salzige Brühe läuft uns in kitzelnden Strömen am Körper herab. Der Schmutz der letzten überlangen Busfahrt klebt an uns, und wir stehen hungrig, übermüdet und mit Rucksäcken bepackt am Straßenrand und versuchen ein freies Taxi anzuhalten. Ich stelle fest, dass ich gereizt bin, denn was Taxifahrer angeht muss ich aufpassen, dass ich nicht jedes mal einen Tobsuchtsanfall bekomme und sofort jedem dieser Kleinganoven ohne jede Vorwarnung verbal an den Hals springe. Denn was ich in diesen Situationen nicht brauche, sind erneute Diskussionen über faire Taxipreise. Aber man bekommt sie. Garantiert. Stella ist zwar auch mitgenommen, doch nur wenn es gar nicht anders geht, würde sie unhöflich werden. Ein Taxi hält. Und wie mittlerweile geldbeutelbezogen schmerzhaft erlernt, ist es sinnvoll den Preis vorher zu verhandeln. Der Taxifahrer ist wie so oft der einzige, der seinen Preisvorschlag als fair empfindet. Es ist das achte Mal, dass wir die Strecke von unserem wenig schmucken Hotel im alten Stadtviertel Casco Viejo zum großen Albrook Busbahnhof im Westen des Zentrums nehmen. Wir fahren die Strecke so oft, weil das Terminal das Drehkreuz für Busse außerhalb des Zentrums ist und weil der schöne Parque Metropolitano nur wenige Gehminuten entfernt liegt. Es wundert uns wenig, als der Taxifahrer wieder einmal einen anderen Preis fordert. Acht Taxis, acht un-

terschiedliche Tarife. Was ist mit denen los? Ich entscheide, dass mir das zu albern ist und bevor mir der Panamahut hoch geht, stelle ich den Kutscher zur Rede. Glücklicherweise kann er englisch, und ich muss nicht dumm herumstottern. Schließlich zahlen wir in amerikanischen Dollars, da kann man auch etwas linguale Anpassung erwarten. »Weshalb gibt es hier keine einheitliche Preisregelung?« frage ich, zugegebenermaßen bewusst provokant. Er zeigt mir ein eingeschweißtes Din A4 Blatt und meint, dass es sehr wohl eine Festlegung gäbe. Das seien die Preise für Touristen. »So so«, sage ich, »und weshalb hält sich keiner dran und noch schlimmer, weshalb müssen Touris mehr abdrücken?« Der plumpe Grund beschwichtigt mich keineswegs: »Touristen sind reich, und es ist doch überall üblich auf der Welt, dass diese mehr bezahlen.« »What?« Ich kläre ihn auf: »Erstens ist das nicht richtig, dort wo ich her komme zahlt jeder immer das Gleiche, egal ob Reisender, Tourist oder Vagabund und ebenfalls egal ob er eine weiße, schwarze, gelbe, rote oder grüne Hautfarbe hat. Zweitens: selbst wenn diese Liste beglaubigt ist, was ich bezweifle, ist es trotzdem unkorrekt, Reisende und Gäste des Landes anders zu behandeln und mehr Geld zu fordern. Das ist nicht nett, comprendes?« Sein zweifelnder und abwertender Blick verrät mir, dass Nettsein nicht zu den Aufgaben eines »rechtschaffenen« Taxifahrers gehört. Kurzum: Reisende und Taxifahrer werden, was das angeht, keine Freunde. Während der gesamten Reise, so sollte sich herausstellen, sind die Machenschaften der Taxiganoven stets die selben geblieben. Es ist ihr täglich Brot. Schluck es, oder lass es und reg dich auf. Kapitalismus macht hässlich. Die Unkorrektheit ist mir in diesem Moment zuwider, ich kann diesen Klos nicht schlucken. Also reg ich mich auf, knall die Taxitür zu und entlade mich laut und unfein in meiner Muttersprache. Hier lasse ich dem Leser gedanklich etwas Platz und

er darf selbst Unwörter einfügen, die ihm bei ähnlichen Situationen zwar durch den Kopf, aber nie über die Lippen gehen würden:

Panama-Stadt

Panamas Hauptstadt erscheint uns nicht sehr sympathisch und, trotz der Lage am Pazifik, auch nicht erwähnenswert schön. Der Kanal ist eine bombastische, braune Schneise durch das grüne Leben des Urwalds. Ein Mahnmal menschlicher wirtschaftlicher Wachstumsgeilheit. Die Skyline ist beeindruckend. Wer Häuser mag, ist hier also richtig. Durch Zufall sind wir in dem wohl schönsten und gleichzeitig ältesten und fotogensten Viertel, Casco Viejo, gelandet. Viele kommen hier mit Absicht her. Es gibt Häuser im Kolonialstil, mit Pflastersteinen ausgelegten Einkaufspassagen und teure Restaurants. Hier hat der Präsident seinen Palast und die Polizei ist sehr präsent. Nicht dass es hier deshalb sehr viel sicherer ist als anderswo in der 1,5 Millionen Metropole. Gewarnt wird man ständig, was wir gerne beherzigen. Das bedeutet: nach sieben Uhr runter von der Straße, stets wenig bei sich haben und stets freundlich bleiben. Auf den befahrenen Straßen geht es hektisch zu, und wir empfinden die Leute als befriedigend gastfreundlich. Der Großstadtschmutz sitzt in jeder Ritze und es riecht aus jeder Pore. Viele Panamaer stört das wenig. Das Leben spielt sich auf kleinen Plätzen und in den Parks ab, oder in zwielichtigen Hotels und verdunkelten Kneipen. Je dunkler und lauter desto besser.

Parque Natural Metropolitano

Der nur 265 Hektar große Nationalpark ist einer der wenigen Parks Lateinamerikas, welcher sich innerhalb ei-

nes Stadtgebiets befindet. Der Eingang an der Corredor Norte, der großen Umgehungsstraße im Norden des Zentrums, ist nur einen Kilometer vom Internationalen Albrook Flughafen entfernt. Trotzdem hat der Sekundär-Regenwald schöne Wanderwege und bietet eine üppige Flora und Fauna. Der Park bietet die besten Chancen auf Sichtungen der putzigen Geoffroy-Perückenaffen, auch Panamaperückenaffen genannt. Die kleinen Primaten werden höchstens 28 Zentimeter groß und gehören zur Familie der Tamarine. Sie kommen nur in Panama und im nördlichen Grenzgebiet Kolumbiens vor. Anstatt Fingernägel besitzen Tamarine scharfe Krallen, welche ihnen beim Klettern besseren Halt geben. Geoffroy's Tamarine sind am Rücken schwarz-braun gescheckt und haben einen schneeweißen Bauch. Nach wenigen Stunden finden wir eine kleine Gruppe der flinken Krallenaffen. Ihre hochfrequenten Laute haben uns zu ihnen geführt. Unter ihrem Baum liegen noch Frucht-Rückstände ihrer letzten Schlemmerei. Vorzeigbare Aufnahmen können wir nur schwer realisieren, da die Tiere scheu sind und sich rasend schnell durch die Bäume bewegen können. Wir sind trotzdem glücklich und flanieren noch ein wenig durch den schönen Park. Dieser bietet außerdem Lebensraum für über 200 Vogelarten, 45 Säugetierarten und viele Schlangen- und Amphibienarten.

Land der Faultiere

Panama ist das einzige Land der Welt, in dem gleich drei Arten von Faultieren vorkommen. Während das Dreifinger- und das Zweifingerfaultier in den tropischen Regenwäldern von Nicaragua bis Brasilien heimisch sind, gibt es eine Art, welche nur auf einer klei-

nen Insel im Nordwesten Panamas vorkommt. Das Zwergfaultier lebt ausschließlich auf Escudo de Veraguas, eine der zahlreichen vorgelagerten Inseln in der Bocas del Toro Provinz. Wir haben uns lange überlegt einen Abstecher dorthin zu wagen, doch letztlich haben wir uns aufgrund des erheblichen Aufwands dagegen entschieden. Zudem wäre es routentechnisch schwierig gewesen. Faultiere sind erstaunliche Wesen. Ihre Mägen bestehen aus drei Magenkammern mit denen sie sämtliche wichtigen Nährstoffe ihrer Blätterdiät filtern und verdauen können. Während es die weitverbreiteten Faultiere auf eine Körpergröße von 80 Zentimetern und einem Gewicht von zehn Kilogramm bringen können, wird das Zwergfaultier höchstens 50 Zentimeter groß und maximal drei Kilogramm schwer. Erst 2001 entdeckt, ist ihr Bestand aufgrund ihrer territorialen Eingeschränktheit bedroht. Da Faultiere eine sehr langsame Verdauung besitzen, müssen sie äußerst selten. Zum Verrichten der Notdurft steigen sie dazu nur etwa alle acht Tage vom Baum. Dabei ergeben sich zwar die besten Chancen nahe an die Tiere heranzukommen, was diese jedoch wohl als weniger angenehm empfinden. Da sie sich nur äußerst träge von Ast zu Ast hangeln und man sie oft nur schlafend vorfindet, scheint ihr Name sehr zutreffend. Doch die Tiere schlafen weniger als man vermuten mag. Aufgeteilt in mehrere Wachphasen, können sie bis zu acht Stunden aktiv sein, während sie auf Futtersuche sind. Die Bezeichnung Drei- beziehungsweise Zweifingerfaultier ist genau genommen nicht ganz korrekt, da sie eigentlich keine Finger, sondern Krallen besitzen. Nicht zuletzt dank ihnen, sind die Tiere so exzellente Kletterer. Das Fell der Faultiere ist meist grau-braun und trotz seines struppigen Ausse-

hens unerwartet flauschig. Das weiß ich deshalb, weil ich einmal ein verirrtes Tier aus dem Restaurantbereich eines Hotels retten musste und es zurück in sichere Gefilde brachte. Das war allerdings auf einer anderen Reise.

Es gibt ein weiteres Tier, welches wir hier in Panama finden wollen. Auf der Suche nach dem Panama-Capybara begeben wir uns in das kleine Örtchen Gamboa, 30 Kilometer nördlich des Albrook-Terminals und direkt am Kanal gelegen. In den kleinen Seen rund um Gamboa sollte man gute Chancen auf Sightungen haben, doch leider sind sämtliche Seeufer während unseres Besuchs verlassen. Da die Nager hier nachtaktiv sind, kann man sie am besten frühmorgens oder in der Abenddämmerung erspähen. Die Panama-Capybaras unterscheiden sich nur durch ihren etwas kleineren Wuchs von ihren Verwandten in Südamerika. Auf Letztere werde ich noch zu gegebener Zeit eingehen. In Gamboa befindet sich ebenfalls der Eingang zum Soberania Nationalpark. Der 221 km² große Park ist der beste Ort in Panama um Vögel zu beobachten. Über 500 Arten wurden gezählt. Bei unserem Streifzug entlang der bekannten Pipeline-Road, einer ehemaligen Transportstraße, die weit in den Park hineinführt, entdecken wir Tukane, Motmots, Trogone und viele Kolibris.

Als wir später auf den Bus zurück in die Stadt warten drückt die Blase, und ich verziehe mich in ein Gebüsch am Waldrand. Während ich da so stehe, bewegt sich etwas im Gestrüpp vor mir. Ein Nördlicher Tamandua leistet mir, an diesem stillen Örtchen, Gesellschaft. Ich beobachte ihn kurz und beschließe dann die Kamera zu holen. Als ich kurz danach zurückkehre, hat sich der kleine Ameisenbär jedoch schon wieder verzogen. Die

Tiere werden etwa 80 Zentimeter lang und bewohnen überwiegend die tropischen Regenwälder von Mexiko bis Uruguay. Ihr Fell ist hellbraun, wobei die Rückenpartie und ein schmaler Streifen an der Schulter dunkelbraun gefärbt sind. Sie ernähren sich von Ameisen und Termiten, welche sie unter den Rinden der Bäume oder in Erdbauten ausfindig machen. Die guten Kletterer nutzen ihre scharfen Krallen und ihre lange, klebrige Zunge, um an die Insekten zu gelangen.

Nach stundenlangem Warten kommt schließlich der Bus, der uns zurück nach Panama-City bringt.

Wir wollen unsere Suche noch nicht aufgeben und fahren über die Hafenstadt Colon, 60 Kilometer nördlich von Panama-Stadt, an die karibische Küste, nach Portobelo. Ein französisches Pärchen hat hier, am Rande des Chagre Nationalparks, ein Stück Land erworben und kleine Holzhütten für Touristen errichtet. Drei Hütten stehen für Gäste bereit, doch da sich hierher nur wenige Reisende verirren, vermieten die Franzosen die Unterkünfte auch stundenweise für liebeswillige Panamaer. Als wir ankommen, ist ein Paar in der Hütte neben uns zu Gange. Wir stellen uns auf eine unruhige Nacht ein, doch nach ihrem Liebespiel steigen die beiden ins Auto und rauschen beglückt von dannen. Im Marschland der Küste wollen wir erneut die Chance auf Panama-Capybaras wahrnehmen. Die netten Franzosen berichten von häufigen Sichtungen, und am frühen Morgen des nächsten Tages ziehen wir los, um unser Glück im hohen, nassen Gras zu versuchen. Die Wanderung durch die grüne Landschaft ist schön und abenteuerlich, weil wir immer wieder schlammige Hindernisse überqueren müssen. Leider ist auch hier von den Tieren nichts zu

sehen. Wir vertreiben uns deshalb die restliche Zeit mit kleinen Trips in den angrenzenden Dschungel, wo wir viele Pfeilgiftfrösche, Vögel und sogar Brüllaffen beobachten können. Glücklicherweise bleiben die Hütten von den Einheimischen während unseres Aufenthalts ungenutzt, und wir genießen die Ruhe, bis uns ein Bus wieder in die Hauptstadt bringt.

Einige Tage später geht unser Flug nach Medellín in Kolumbien. Die kolumbianische Airline Viva Colombia stellt sich als gut und günstig heraus.

Transkontinentales Hindernis, Darien

Die Panamericana wird durch die Tapón del Darién, die Darien Lücke, unterbrochen, und es führt auch sonst keine Straße über die Grenze. Außer dem Fliegen, gibt es trotzdem mehrere Möglichkeiten von Panama nach Kolumbien zu gelangen. Zum einen gibt es selbstmörderische Trampelpfade durch den Dschungel (nicht zu empfehlen), zum anderen werden verschiedene Boots- oder Segeltouren angeboten, von denen einige jedoch mehrere Tage dauern und andere als gefährlich gelten. Alle führen an der karibischen Küste entlang und enden in diversen Orten, überwiegend jedoch in Turbo, in Kolumbien.

Grundsätzlich ist das Grenzgebiet rund um den Darien Nationalpark zu meiden, da es immer noch tödliche Zwischenfälle und Entführungen mit Touristen gibt. Die FARC (Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia) und der Drogenhandel machen das Gebiet noch immer unsicher. Da unsere Route eine andere ist, haben wir uns für den schnellen, unkomplizierten und sicheren Flug entschieden.



Rotschenkelpipit ♀ und Mexikozeisig ♀, Boquete



Fregattvogel, Cowboys von Chitre



Korallenotter und Scharlachbauchtangare, Omar Torrijos NP



Geoffroy-Perückenaffe und Weißwedelhirsch, Metropolitan NP



Schwarzkopftrogon und Plattschnabelmotmot, Soberania NP



Weißschwanztrogon und Blauscheitelkolibri, nahe Chagre NP



Panama City

Auf zu neuen Ufern in Kolumbien



Nach einem 70-minütigen, ereignislosen Flug erreichen wir Medellin, mit 2,4 Millionen Einwohnern Kolumbiens zweitgrößte Stadt. Wir sind sofort von der adret-

ten Studentenstadt begeistert. Nette, gebildete Menschen, vergleichsweise wenig Kriminalität, gutes Essen und gute Luft. Also quasi das Gegenteil von Panama-Stadt. Das war nicht immer so. Medellin war lange Zeit die Hauptstadt des Drogenhandels und hat sehr unter der Kriminalität gelitten. Zentrumsnah gibt es einen schönen Botanischen Garten, wo wir Grüne Ibis, einen Rubintyrann (leuchtend roter Sperlingsvogel), Flusschildkröten und Schwarzleguane beobachten können.

Die Stadt liegt in einem Tal der Andenausläufer im Nordwesten Kolumbiens. Auf ungefähr 1.500 Metern Höhe herrscht das richtige Klima für den Tabakanbau. Außerdem werden hier Textilien verarbeitet und sehr guter Rum (Ron de Medellin) produziert.

Kolumbien ist das vogelreichste Land der Welt. Über 1800 Vogelarten sind hier heimisch. Zusammen mit den Wandervögeln, kommt man sogar auf über 2000 Arten. Der größte, aber wohl auch einer der hässlichsten Vögel, der Andenkondor, ist Kolumbiens Nationalvogel. Uns zieht es vielmehr zu den bunten Schönheiten, wie den Tangaren, den Tukanen, den Papageien und natürlich zu den Kolibris. Einige der Flugkünstler, welche ausschließlich auf dem amerikanischen Kontinent vorkommen, schillern in allen Regenbogenfarben. Sie können rückwärts und für kurze Zeit sogar kopfüber fliegen. Unschlagbare 147 Arten gibt es hier. Ein Guide verrät uns, dass sämtliche Versuche die Vögel einzufangen oder zu transportieren scheitern, da ihr kleines Herz dem Stress nicht gewachsen ist. Ich bin außerdem ein Fan von Tangaren. Die Sperlingsvögel verschönern die Natur in allen erdenklichen Farben und kommen ebenfalls nur in Amerika vor.

Jardin

Dreieinhalb kurvige Busstunden südwestlich von Medellin liegt das schöne Bergstädtchen Jardin (14.000 Einw.), wo wir am Ortsrand eine nette Unterkunft finden können. Als wir den Ort erkunden, zieht uns der Duft von gerösteten Kaffeebohnen in eines der zahlreichen Cafés. Wir trauen unserem Gaumen kaum, als wir den frisch gebrühten Kaffee versuchen. Er schmeckt himmlisch. Rund um Jardin gibt es viele Plantagen, und anders als in vielen anderen Gegenden bekommt man hier auch als Einheimischer oder Tourist den wahren kolumbianischen Kaffeegenuss serviert. Wir besuchen das Café an jedem Tag unseres Aufenthalts. Es macht Spaß das kleine Städtchen zu erkunden. Es gibt viele schöne Häuser mit bunten Fassaden. Diese sind seit der Erbauung bis auf ein paar Restaurationen unverändert geblieben sind. Wir besuchen eine Chocolaterie mit sündhaften Leckereien und bewundern die Tuktuks, die von ihren Besitzern farbenfroh geschmückt werden. Reinstes Wohlfühlambiente.

Doch eigentlich sind wir hergereist, um Vögel zu beobachten. In den Andenausläufern auf 1.750 Metern, lässt es sich gut aushalten, und wir buchen gleich fünf Nächte. Internet im Zimmer, frische Luft, gutes Klima und »Alpenpanorama«. Jardin bedeutet übersetzt »der Garten« und so vielfältig präsentiert sich auch die Natur. Rund um den Ort gibt es Wanderwege mit schönen Ausblicken auf Berge und Täler, reichlich Wildwuchs und natürlich Vögel. Der Andenklippenvogel (englisch: cock of the rock; spanisch: gallito de las rocas) ist ein leuchtend roter und bis zu 38 Zentimeter großer Vogel. Er kommt ausschließlich in den subtropischen Gefilden und Nebelwäldern der nördlichen Anden vor. Er hat

schwarze Flügel und weiß-graue Deckfedern, sein Hauptmerkmal ist jedoch der rote Federkamm, welcher den Vogel so einzigartig macht. Viele Vogelbeobachter geben viel Geld aus, um das seltene Tier zu beobachten. Hier in Jardin läuft das anders. Die Einheimischen wissen wo und wann der Vogel zu sehen ist und geizen nicht mit Informationen. Nett nachgefragt, werden wir mit den nötigen Tipps versorgt und legen uns alsbald auf die Lauer. Die besten Chancen hat man in den frühen Morgenstunden oder kurz vor der Dämmerung, wenn sich die Felsenhähne aus dem Dickicht wagen, um sich zu präsentieren. Es zeigt sich, dass die Vögel regelmäßig und pünktlich um halb sechs abends aus ihren Verstecken in den Bäumen flattern. Große, rote, fliegende Punkte vor dunkelgrünem Hintergrund. Wenn man weiß wo, sind sie nicht zu übersehen. Fast täglich besuchen wir diesen Ort, um dem Schauspiel beizuwohnen.

Ein Führer verspricht gute Chancen die andere Rarität der Gegend zu finden. Gelbohrsittiche. Nur hier, und äußerst selten in Ecuador, kann man die stark bedrohten Vögel noch beobachten. Weniger als hundert Exemplare wurden zuletzt gezählt. Eigens zu ihrem Schutz wurde deshalb das Reserva Natural de las Aves Loro Orejiamarillo eingerichtet, ein 188 Hektar großes Schutzgebiet. Um kurz nach vier Uhr morgens beginnt unsere Tour mit unserem fantastischen und sehr engagierten Guide. Eineinhalb Stunden später sind wir am richtigen Ort, doch die Vögel haben ihre Nester in den Wachspalmen schon verlassen. Wir können sie leider nur noch hoch oben über unsere Köpfe hinwegfliegen sehen. Trotzdem ist der Trip sehr schön und ausgesprochen ergiebig. Seltene Kolibris, Tukane, Tangare und

Ameisenpittas können wir in der Einsamkeit der Andenwildnis erspähen.

Guatape

Von Jardin sind wir wieder zurück nach Medellin, um von dort den Bus nach Guatape zu besteigen. Das 4200 Einwohner Städtchen befindet sich nur 80 Straßenkilometer westlich von Medellin, auf etwa 2000 Metern Höhe. Wir sind hergereist, um eine schweizer Freundin zu besuchen, die hier vorübergehend eine Arbeit in einem der Hostels gefunden hat. Die buchstäblich größte Attraktion der Gegend ist der bekannte Monolith La Piedra Del Peñol, der Felsen von Guatape. 66 Millionen Tonnen soll der Fels wiegen, und er ragt geschätzte 220 Meter aus dem Boden. Auf seiner Ostseite haben findige Handwerker 740 Treppenstufen eingearbeitet, so dass Touristen ihn besteigen können. Wir sparen uns das Erklimmen, denn schon vom Fuße des Steins hat man schöne Ausblicke auf die zerklüftete Seenlandschaft. Das Embalse del Peñol, ein Süßwasserreservoir und hydroelektrischer Damm, welchen die Regierung hier Ende der Sechziger Jahre erbaut hat, prägt die Landschaft und füllt hunderte kleine Buchten im hügeligen Terrain.

Einheimische Touristen nehmen gerne an den angebotenen Bootsfahrten teil, wir dagegen unternehmen kleine Wanderungen, um das Hinterland zu erkunden. Wir fühlen uns wie in Südtirol, als wir durch die satte grüne Berglandschaft laufen. Selbst die Bauernhöfe sehen vertraut aus. Guatape selbst gefällt uns ebenfalls sehr gut. Die kleinen bunten Häuser sind nett gestaltet, in den kopfsteingepflasterten Gassen findet man viele nette Cafés, Bäckereien und Restaurants, und auch die

Leute sind angenehm und freundlich. Nach ein paar Tagen erkennt mich sogar der Bäcker, bei dem ich uns immer *bolas de queso hole*. Die Schmackhaftigkeit der Käseteigbällchen wird nur noch durch ihren Fettgehalt überboten. Erneut sind wir vom Kaffee begeistert und stellen fest, dass man es auch hier eine ganze Weile aushalten kann.

Während unseres Aufenthalts lernen wir einen älteren US-Amerikaner kennen. Der Name ist mir entfallen, ich nenne ihn deshalb John. John war früher bei der Armee in der Abwehrspionage beschäftigt. Er erzählt mir, dass man, wenn man sich in der amerikanischen Armee beruflich verpflichtet hat, nach 20 Jahren ausscheiden und in den Ruhestand treten kann und anteilig Pensionsgeld erhält. Wird man dann nach dreißig Jahren pensioniert, bekommt man die volle Rente. Nach seinen 22 Dienstjahren hat er den Dienst quittiert und sich jetzt im Hinterland von Guatape einquartiert. Er brauche die Ruhe. Beim Stichwort Ruhe fallen mir seine Kopfhörer auf und ich frage, was es denn damit auf sich hat. John erklärt mir, dass dies keine Kopfhörer sind, sondern ein Gehörschutz, und manchmal trägt er sogar noch Ohrstöpsel darunter. Wie aufs Stichwort, schallt vom anderen Ende des Platzes laute Musik herüber, und wir müssen beide herzhaft lachen. Ja, das Land mag schön sein, aber es ist außerdem laut. Und das gilt gleichwohl für ganz Lateinamerika.

Minca

Über Medellin sind wir nach Santa Marta gereist. Der große Küstenort hat 500.000 Einwohner und liegt im karibischen Nordosten des Landes. Von hier aus begeben wir uns hinauf in die letzten Ausläufer der mächtigen

Anden. Nur knapp 20 Kilometer südöstlich liegt das kleine Örtchen Minca. Ein Taxi bringt uns über eine schlechte Straße bis auf 650 Meter, wo sich eines der besten Gebiete für die Vogelbeobachtung befindet. Die grüne Bergwelt ist ein Vogelparadies mit über 300 Arten. Auf den Wanderwegen bekommt man zudem sehr schöne Aussichten geboten, die teilweise bis hinunter zum Meer reichen. Bei der Wahl der Unterkunft haben wir uns das Hotel ausgesucht, welches als das beste für die Kolibribeobachtung gilt. Sogleich begeben wir uns auf den großen Balkon, wo sich die bunten Vögel an den Zuckerwasserstationen gütlich tun, oder in den umliegenden Bäumen sitzen, um sich auszuruhen. Bis zu 20 Arten leben rund um Minca. Wir entschließen uns zu einer geführten Tour, um den Schwarzohrpapagei zu finden. Auf der Tour selbst bleiben wir erfolglos, doch der ortskundige Guide gibt uns gute Tipps, wo wir eventuell fündig werden könnten. Und tatsächlich können wir einen Tag später einige Exemplare in dem empfohlenen Waldgebiet erspähen. Die knapp 30 Zentimeter großen Vögel sind hier relativ selten, umso glücklicher sind wir über die Sichtung. Ihr Federkleid ist überwiegend hellgrün, doch die Besonderheit ist ihr blauer Kopf und die schwarzen Flecken an dessen Seite. Ihr Verbreitungsgebiet sind die tropischen und subtropischen Wälder, vom südlichen Costa Rica bis in den brasilianischen Amazonas. Im Wipfel eines großen, einsamen Baumes sitzt ein Schwarzohrpapagei allein auf einem kahlen Ast. Angeleuchtet von der Abendsonne, ergibt er ein schönes Motiv. Von unserer Aufregung und dem Bemühen, ihn als solches einzufangen, bekommt er offensichtlich nichts mit.

Lebenslang

Der Guide erzählte uns außerdem eine rührende Geschichte über den hier lebenden Grünflügelara, den wir auf dem Hüttendach im Garten einer einheimischen Familie sitzen sahen. Der Herr des Hauses fand das Tier, als es noch sehr jung war, und da die Vogeleltern es wohl aus den Augen verloren hatten, päppelte er ihn solange auf, bis er über den Berg war und flügge wurde. Da Papageien jedoch zu den treuesten Lebewesen gehören, dachte der Papagei nicht im Geringsten daran, seine Heimat zu verlassen, betrachtete den Mann von nun an als seinen Partner, und lebt seither auf dem Dach der Scheune des kleinen Hofes.

Wir erleben fünf schöne Tage im Bergland und fahren glücklich zurück nach Santa Marta, um uns auf eines unserer Hauptziele vorzubereiten.

Tayrona Nationalpark

Tayrona ist vermutlich der bekannteste Nationalpark Kolumbiens und nicht zuletzt deswegen so beliebt, weil er abwechslungsreiche Wanderwege und schöne karibische Strände und Buchten zu bieten hat. Der Haupteingang des Parks in El Zaino liegt etwa 34km östlich von Santa Marta und ist von dessen Zentrum aus leicht mit Bussen zu erreichen.

Gedanken auf der Straße: Der Busfahrer telefoniert und hupt vor sich hin, während wir uns durch den hitzigen Verkehr von Santa Marta in Richtung Tayrona Nationalpark schälen. Die Tür des Busses steht offen. Ein bisschen Wind tut gut. Der Busassistent schreit die Ziele des Busses in die Straßen. Wieso kracht kein Reggeaton-Bass durch die Lautsprecher? Vermutlich kaputt. Wir wollen früh in den Park. Früh klappt

wohl nicht, der Bus hält an jeder Ecke. Es ist schon nach neun. Ah, noch mehr Weißgesichter steigen zu. Ich sehe uns schon in einer lustigen Polonaise in der Mittagshitze durch den ausgetretenen Park hüpfen ...

Gleich am Eingang haben wir tierischen Erfolg. Rote Brüllaffen. Sie sind ihren mittelamerikanischen Verwandten sehr ähnlich und kommen nur in den nördlichen Regionen Südamerikas vor. Sie besitzen ein rötliches Fell, und ältere Tiere entwickeln eine markante Kopfbehaarung an den Seiten des Gesichts sowie einen Bart.

Vier Kilometer vom Eingang entfernt liegt Cañaverál, wo es ein Besucherzentrum gibt. Von dort geht es in westlicher Richtung die Küste entlang. Mit 150 km² ist der Park relativ übersichtlich, und ein Teil davon ist zudem marines Schutzgebiet. Die Schutzzone umfasst einen 35 km langen Küstenstreifen. Auch was Wildtiere angeht ist der Park einzigartig. Neben den Kolumbianischen Roten Brüllaffen und den Weißschulterkapuzinern, hat man hier auch die besten Chancen die seltenen Lisztaffen (englisch: Cotton-Top Tamarin) zu sehen. Diese existieren nur hier, in den nördlichen Küstenwäldern Kolumbiens. Der kleine Primat erreicht eine maximale Körpergröße von 26 Zentimetern (ohne Schwanz). Er bewegt sich äußerst flink durchs Dickicht und ist, trotz seiner markanten, weißen Mähne, nur schwer zu entdecken. Noch schwieriger ist es brauchbare Aufnahmen zu realisieren. Bei der ersten Gelegenheit tummeln sich drei Tiere in einem kleinen Gebüsch am Rande des Hauptwanderwegs. Natürlich bleiben alle vorbeikommenden Parkbesucher stehen, um zu sehen, weshalb hier denn jemand sein Stativ aufbaut und angestrengt in

den Busch glotzt. Husch, waren die Tamarine auch schon wieder weg. Bei der zweiten Sichtung kommen zwei Parkranger vorbei und löchern uns mit Fragen, so dass die Äffchen wieder verschwunden sind, bevor wir uns richtig auf das Aufnehmen konzentrieren können. Mensch! Naja, alleine schon aufgrund der Tatsache, dass wir zwei kleine Gruppen ausfindig machen konnten, klopfen wir uns geistig auf die Schulter. Insgesamt gibt es im Tayrona Nationalpark über 300 Tierarten, darunter Affen, Nasenbären, Agutis, Faultiere, Jaguare (angeblich) und viele Schlangen-, Reptilien- und Fledermausarten. Ebenso fühlen sich hier 300 Vogelarten heimisch, darunter Tukane, Glanzvögel, Tangare, Kolibris und Papageien. Einige der Tiere und Pflanzen sind sogar endemisch.

Wir gelangen nach Arrecife, einer kleinen Siedlung, bestehend aus wenigen Hütten, Pferdeställen, einem Restaurant und zusammengeschusterten Holzbaracken mit Mosquito-Gittern. Diese sind mit Hängematten für Touristen ausgestattet, und hier schlagen wir uns die Nacht um die Ohren. Am nächsten Tag geht es dann weiter nach Cabo San Juan del Guia, besser bekannt als El Cabo, der größte und beliebteste Campingplatz unter jungen Backpackern. Als wir zur Frühstückszeit eintreffen, ist das Restaurant am Platz voll mit Menschen. Einige »Teenie-Zombies« stellen sich, immer noch schwankend, in die lange Schlange, um ein paar der überbewerteten Plastikwasserflaschen zu kaufen. Vermutlich um ihren Brand zu löschen. Die kleinen Buchten und Strände rund um El Cabo sind traumhaft, und wir genießen den Anblick. Da es uns an dem Ort jedoch etwas zu geschäftig zugeht, machen wir uns zwei Stunden später wieder aus dem Staub.

In der Hoffnung auf noch mehr Tamarine, führt uns der Weg einen steilen Hügel empor und nach Pueblito (spanisch). Die kleine Siedlung wird von den Koguis bewohnt, den Nachkommen eines regionalen indigenen Stammes. In Chairama, wie das Dorf in der Sprache der Einwohner genannt wird, kann man die Hütten der Indios noch in ihrer ursprünglichen Bauweise betrachten. Es beeindruckt nicht, doch der Weg dahin, und letztlich hinaus aus dem Park, umso mehr. Die Hügelkette, die sich bis auf 900 Meter anhebt, wird gefühlt zum Gebirgszug und unser Wasser wird knapp. Die zu überwindenden Kletterpartien sind bei 41°C und annähernd 100% Luftfeuchtigkeit bald kein Spaß mehr. Ausgedörrt und überhitzt gelangen wir schließlich bis an die Hauptstraße in Colinas De Calabazo. Dort schleppen wir uns dann sogleich zum nächsten Kiosk und kaufen alles was uns an eisgekühlten, kohlenensäurehaltigen Getränken ins Auge fällt.

Fast die ganze folgende Woche verbringen wir in einem netten Hostel in Taganga und kurieren uns aus. Bei unserer Wanderung haben wir uns wohl gehörig überanstrengt. Das kleine Fischerdorf Taganga liegt direkt östlich von Santa Marta und ist einer der besten und günstigsten Orte für Organisiertes Tauchen. Ist etwas gut und günstig, spricht sich das in Backpackerkreisen schnell herum. Leider beschleicht mich das Gefühl, dass die Taucherei, beziehungsweise das Belegen eines Tauchkurses, hier zu so etwas wie einem Punkt auf der Liste-zum-Abhaken verkommt. Ein netter Reisender meinte dazu sinngemäß: »Eigentlich wollte ich gar nicht hier her, doch ich habe gehört, dass man hier billig Tauchkurse machen kann ... « Vier Tage später und 250 Dollar leichter, hat er den Schein in der Tasche und

zieht, kaum aus dem Wasser, auch schon wieder weiter. Ob er wohl jemals wieder abtaucht, um die Schönheit der Unterwasserwelt wirklich wahrnehmen zu können?

Verkehrslage

So liebenswert, herzlich und gastfreundlich die Kolumbianer sind, so wenig Nächstenliebe wird sich auf der Straße entgegengebracht. Es herrscht die »ICH Muss da JETZT durch«-Einstellung. Wir haben schon einige böse Unfälle gesehen. Meist sind es unvorsichtige Motorradfahrer, die ihr fahrerisches Können offensichtlich überschätzen. Nach dem Zusammenstoß, einem kurzen unkontrollierten Flug über die Lenkstange und dem Aufprall auf der Straße, sind zumindest sofort dutzende Helfer zur Stelle. Diese müssen dann beim Bergen wenigstens nicht darauf achten, dem Verletzten beim Abnehmen des Helms weiter zu schaden, denn wo kein Helm ... Nach einem hektischen, lärmigen Durcheinander, bleiben dann kurz darauf nur noch eine Blutlache und ein paar Scherben zurück. Auf den Notarztwagen wird nicht gewartet, meist erklärt sich einer bereit und bringt den Verunfallten ins nächste Krankenhaus. Manchmal auch auf dem Rücksitz eines Motorrads. Bei dem allgemeinen, sehr gewöhnungsbedürftigen Fahrstil hilft wohl oft nur noch Augen zu und durch. Leider bleibt man davon auch in den Bussen nicht immer verschont.

Bogota

Achtzehn Stunden mit dem Nachtbus und 940 Kilometer später, sind wir in der Hauptstadt Bogota angekommen. Die Metropole hat ca. 8 Millionen Einwohner und liegt auf 2700 m. Vom Busbahnhof fährt man in jegliche Richtung über eine Stunde, um aus dem Zentrum in die Randbezirke zu gelangen. Ziemlich zentral gelegen, im

Stadtviertel La Candelaria, gibt es einige Universitäten, nette Restaurants und Cafés. Dort es ist relativ sicher. Dass es vermutlich nicht überall so ist, stellen wir fest, als wir in einem Stadtbus sitzen und an einer Bushaltestelle etwas außerhalb vom La Candelaria aussteigen wollen. Eine nette Kolumbianerin wendet sich an uns und empfiehlt, hier besser sitzen zu bleiben. Sie fragt wo wir denn hin wollen. Daraufhin fährt sie mit uns ein paar Stationen weiter und steigt mit aus, um uns dann persönlich den nächsten sicheren Bus, beziehungsweise ein Taxi, zu empfehlen. Wir entscheiden uns für Letzteres. In den großen Städten Kolumbiens haben sie dankbarerweise Taxameter. Wir bedanken uns herzlich bei der Dame und kommen sicher zu unserer Unterkunft. Ansonsten sehen wir nicht viel von der Stadt, weil wir uns zackig zum nächsten Ziel aufmachen.

San Francisco

Auf den Spuren von Nigel Marvin (BBC 2012, Wild Columbia, Teil I) sind wir nach San Francisco (Cundinamarca) gereist, 50 km nördlich von Bogota. Hier befindet sich El Jardin Encantado, der verzauberte Garten. Bis zu 26 Kolibriarten kann man bestaunen. Eine nette Familie betreibt hier im eigenen Garten die Vogelbeobachtung als Geschäft und verdient sich so ein kleines Zubrot. Zugegeben, die Vögel kommen hier her, weil es Zuckerwasser aus Futterstationen gibt, doch wir wollten uns das Schauspiel nicht entgehen lassen. Purpurkehl-Sternkolibri, Esmeraldaselfe oder Schwarzkehl-mango sind nur drei der erlesenen Arten, die es zu bestaunen gibt. Zwei Stunden darf man sich hier aufhalten, was wir natürlich zur Gänze nutzen. Beglückt fahren wir wieder nach Bogota, wo wir unsere nächste Sta-

tion in Planung nehmen.

Los Llanos

Da das Land touristisch noch nicht gänzlich erschlossen ist und man oft nur spärliche bis gar keine Informationen erhält, bleibt uns manchmal nichts anderes übrig, als zu einer Stadt in der Nähe des gewünschten Ziels zu reisen, um dann vor Ort Weiteres zu erfragen. Bis jetzt ging das einigermaßen gut, und wir fühlen uns wie Entdecker. Da die Wildtierbeobachtung hier nicht unbedingt als Touristenaktivität gilt und die Leute nur wenig bis gar nicht Bescheid wissen, gestaltet sich die Planung für Los Llanos äußerst schwierig.

Los Llanos ist eine riesige Ebene voller Seen, Flüsse, Sümpfe, Weiden und kleiner Flecken Regenwald, die ca. 50 km südwestlich von Bogota beginnt. Sie verbindet die Anden und das Amazonasgebiet und reicht bis über die Grenze nach Venezuela. Eine spektakuläre Busfahrt bringt uns durch die gigantischen und dicht bewaldeten Schluchten des Rio Negro und vorbei an der Stadt Villavicencio, hinab in die über 1500m tiefer gelegene Ebene.

Was unsere Interessen angeht, sind die Unterkunftsoptionen sehr spärlich. Es gibt zwei. Und so haben wir uns für ein Hotel/Resort etwas westlich von Puerto Lopez entschieden. Dieses hat jedoch einen 1000 Hektar großen »Garten«, der gute Chancen auf wilde Tiere verspricht. Unser Ziel sind Capybaras, die großen Wasserschweine. Schon in Panama haben wir vergeblich nach ihnen gesucht, und wir kennen die Nagetiere nur aus Filmen oder von Fotos. Anders, als zum Beispiel im brasilianischen Pantanal, sind die Tiere hier jedoch meist nachtaktiv. Da im Hotel keine Nachtwanderungen ange-

boten werden, haben wir wenig Hoffnung. Tagsüber sehen wir viele Spuren, doch obwohl wir bis kurz nach der Abenddämmerung am vielversprechendsten Ort warten, bleibt eine Sichtung aus. Trotzdem haben wir eine gute Zeit in der schönen Landschaft und beobachten Totenkopffäffchen, Braunwangensittiche, Eisvögel und dutzende Kaimane.

Wir bekommen einen Tipp, demnach es in der Nähe die Möglichkeit zur Flussdelfin-Beobachtung gibt. Also fahren wir weitere drei Stunden hinein in die Ebene, um nach Puerto Gaitan zu gelangen. Sogleich sind wir die Attraktion in dem kleinen Fischerstädtchen am Rio Manacacias. Hierher verirrt sich kein Tourist, geschweige denn kommt er mit Absicht her. Wir finden ein dem ersten Anschein nach feines Hotel und veranschlagen zwei Nächte. Es ist nett hier, die Menschen sind offen, und schnell finden wir einen Anbieter für Bootstouren. Zwei Stunden später sind wir auch schon auf dem Fluss, zusammen mit drei Kolumbianern, dem Guide und dem Bootsmann. Es stellt sich heraus, dass die Flussdelfine den Kolumbianern gar nicht so wichtig sind. Denn zunächst halten wir auf einer kleinen Insel, mitten in der Flussmündung des großen Rio Meta, um zu baden. Nachdem sich alle freudig in die braune Brühe geworfen haben und wir dankend abgelehnt haben, machen wir noch einen kleinen Abstecher zu dem Ort, wo sich die Delfine befinden sollen. Nach einer guten viertel Stunde lässt sich schließlich ein Exemplar blicken. Die Erfahrung ist jedoch etwas enttäuschend, da es uns unmöglich ist, den Flussdelfin richtig zu beobachten oder Aufnahmen zu ergattern. Na ja, die Tour ist nett und wir haben zumindest ein Tier gesehen.

Zurück im Hotel wollen wir uns ein wenig ausruhen.

Doch kaum hingelegt, geht der Bumbum-Krach los. Die Lautstärke treibt uns Tränen in die Ohren, und wir stellen fest, dass unser Hotel direkt an die Dorfbar grenzt. Und nicht nur das, die Lautsprecherboxen stehen auch noch direkt an unserer Wand. Wir gehen in uns, soweit es der Terror zulässt, und entscheiden, auf die zweite Nacht zu verzichten. Schlitzohrig erklären wir der netten Hotelbesitzerin, dass wir schleunigst am nächsten Tag wieder abreisen müssten, um in Bogota etwas zu erledigen. Wir bekommen das Geld für die zweite Übernachtung anstandslos erstattet, verbringen eine holprige Nacht in Puerto Gaitan, und nehmen am nächsten Tag den frühesten Bus, um Bogota noch bei Tageslicht zu erreichen.

Reggaeton

Wie in den meisten anderen lateinamerikanischen Ländern ist der Musikgeschmack auch in Kolumbien sehr bedauerenswert. Musik mag Geschmackssache sein, und Reggaeton scheint es den Latinos angetan zu haben, aber bitte, gehts noch? Ist man in den Bussen unterwegs, kracht es erbärmlich aus den Boxen, und es bleiben einem oft nur noch die eigenen Kopfhörer und lieblicher Death Metal. Auch sonst wird man ohne Rücksicht überall mit Reggaeton beschallt. Latinos sind weitläufig für ihre Musikalität bekannt. Samba, Salsa, Tango, Latino-Pop und viele Rhythmen der Indios stammen aus diesen Ländern. Die Leute sind also musikalisch, und wenn man den Kindern beim Tanzen zusieht, möchte man auch kaum daran zweifeln. Sogar die Aller kleinsten bewegen sich so natürlich rhythmisch, wie es viele Mitteleuropäer (mich eingeschlossen) wohl nicht hinbekommen, selbst wenn sie ein Leben lang Tanzstunden nehmen würden. Wieso und woher, frage ich mich also, kommt Reggaeton? Das ist doch der

größte Quatsch der jemals produziert wurde. Von den Texten, in denen es sich ausschließlich und plump um Sex dreht, ganz zu schweigen. Wer macht sich denn die Mühe, auch wenn es vermutlich nur fünf Minuten dauert, diesen simplen Bass-Rhythmus in ein Computer-Musikprogramm einzutippen und verschwendet damit Lebenszeit? Das ist so schlecht, so unbeschreiblich beschränkt, dass sogar Shakira dagegen fast erträglich wird. Es ist an der Zeit, dass eine neue Musikmode beginnt, oder man erlässt ein Gesetz, zum Verbot des Verkaufs von Bassboxen! Land für Land haben wir gehofft dem Krach zu entkommen. Keine Chance.

Leticia

Ganz im äußersten Süden Kolumbiens liegt die kleine Stadt Leticia (ca. 26.000 Einwohner). Am Amazonas gelegen, gilt der Ort als wichtigster Import-Export-Hafen von und nach Brasilien und Peru. Nach Leticia führen keine Straßen, und hier im Dreiländereck gelten Boote als wichtigstes Transportmittel. Die nächste große Straße liegt sogar mehr als 700 Kilometer entfernt, und möchte man von Kolumbien aus hierher gelangen, bleibt einem nur das Fliegen. Leticia kann man täglich mit Lan Air von Bogota aus erreichen. Wir sind erstaunt über den regen motorisierten Straßenverkehr und erfahren, dass die meisten Autos und Tuktuks Importe aus Manaus in Brasilien sind. Von dort aus wird die benötigte Fracht mit Flussschiffen angeliefert. Natürlich werden auch Passagiere verfrachtet. Auf Wunsch kann man mit der Schnellfähre in zehn Stunden oder mit dem Freizeitdampfer in vier Tagen nach Manaus gelangen. Auch den nächsten größeren Ort in Peru, die Amazonasmetropole Iquitos, kann man von hier aus in verschiedenen Bootsklassen erreichen. Das dauert ebenfalls

zehn Stunden bis unendlich.

Eine tierische Besonderheit spielt sich jeden Abend im kleinen Stadtpark ab, dem Parque Santander. Über 1,5 Millionen Vögel, größtenteils Weißflügelsittiche, treffen hier ein, um mit ohrenbetäubendem Gekreische die Plätze in ihren Schlafbäumen einzunehmen. In großen Gruppenformationen kehren sie von ihren täglichen Exkursionen zurück, um sich in einem lauten Durcheinander aufzulösen und letztlich zur Ruhe zu kommen. Einfach bezaubernd. Ob die Leticianer den allabendlichen Krach auch bezaubernd finden ist fraglich.

Wir sind im Amazonasgebiet, also gibt es einige Agenturen, welche geführte Wildtier-Beobachtungstouren anbieten. Die Entscheidung fällt schwer und uns bleibt letztlich nichts anderes übrig, als Bewertungen zu folgen. Wir entschließen uns für eine dreitägige Tour, mit der angeblich besten Agentur. Es soll eine private Führung werden, das heißt: nur wir und ein hoffentlich fähiger Guide. Wir erwähnen mehrere Male, dass sich das Ziel unserer kleinen Expedition ausschließlich auf das Aufspüren von Wildtieren, speziell von Affen und Delfinen, begrenzen soll. Wir wollen keine Canopytouren, keine Piranhas angeln und auch keinen sonstigen Mumpitz, den sich Agenturen bei solchen Gelegenheiten gerne ausdenken. Der Chef versteht uns, verspricht uns einen adäquaten Führer, und am nächsten Tag geht es los.

Am Morgen gehe ich noch kurz zum Bäcker, um etwas für unterwegs zu holen und trete in etwas softes. „Shit“, denke ich, und damit hatte ich mehr recht als mir lieb war. In diesen Ländern kann man den Hunderückständen nicht immer ausweichen, denn

Hunde sind allgegenwärtig. Bis hierhin hatten wir Glück, doch mich hat es jetzt so böse erwischt, dass ich meine Trekking-Sandalen umweltgerecht entsorgen muss. Es ist ärgerlich, aber ich bekomme das »Hunde-parfum« einfach nicht mehr ab.

Wir überqueren den großen Amazonaszufluss und sind in einem Regenwaldgebiet auf der peruanischen Seite. Nahe der Anlegestelle, an einem seichten Nebenarm, steht ein Holzhaus auf Stelzen und ein netter Peruaner empfängt uns. Es stellt sich heraus, dass dies der persönliche Sherpa unseres Guides ist. Und nicht nur er. Der Guide teilt sämtliches Gepäck, also das Wasser, das Kochgeschirr und andere Camping-Ausrüstung unter uns auf. Und mit uns meine ich den Peruaner und uns beide. Der Guide selbst bleibt größtenteils unbeladen. Der Peruaner kennt sich wohl besser in der Gegend aus und bringt uns nach vier Stunden zu einer lichten Stelle im Wald, wo wir sogleich mit dem Aufbau des Camps beginnen. Wir finden geeignete Bäume für die Hängematten und fegen den Bereich unter den Schlafplätzen möglichst sauber. Dies dient als Vorsorge gegen Schlangen, da diese freie Stellen meiden. Unser Guide gibt uns noch einen guten Tipp: Wir sollen unsere verschwitzten Klamotten wechseln, da Schweißgeruch Moskitos anzieht. Gesagt getan, und es hilft, doch es sollte sich herausstellen, dass dies die einzige nützliche Information seitens unseres Guides gewesen ist. Wir machen Feuer, genehmigen uns ein schlichtes Mahl und freuen uns auf eine Nachtwanderung. Doch diese fällt aus, der Guide ist lieber am sinnieren, erzählt von den vielen wilden Tieren die es hier gibt, dass man für die Sichtung Geduld mitbringen muss und dass Tierbeobachtung reine Glücksache ist. So geht das drei Tage

lang, und am Ende kann er uns keinen einzigen Affen zeigen. Und weil er sich verspätet, weil er unbedingt noch ein Bierchen mit einem anderen Guide kippt, während wir los wollen, um nach Delfinen Ausschau zu halten, fällt auch diese Unternehmung weniger erfolgreich aus. Zwischendurch fühlen wir uns sogar veräppelt, denn wir sollen dann tatsächlich auch noch Piranhas angeln. Wir lehnen mit verwunderten Blicken ab. So schlecht sich der Guide als solcher gibt, so eloquent ist er im Verteilen von Komplimenten an Stella. Langsam bin ich genervt, und bei der letzten Bootsfahrt zurück nach Leticia frage ich mich, ob der Guide denn auch schwimmen kann. Wenigstens hatten wir zwei schöne Nächte in einem wilden Camp im Regenwald und in einer rustikalen Behausung am Rio Javari. Und letztlich doch einige kurze Sichtungen von Flussdelfinen.

Weil wir trotzdem alles andere als zufrieden sind, suchen wir das Gespräch mit dem Chef der Agentur. Dieser zeigt sich verständnisvoll, kann uns aber den Totalausfall unseres Guides nicht erklären.

Puerto Nariño

Fährt man von Leticia zwei Stunden (75 km) mit dem Schnellboot flussaufwärts, kommt man zu dem kleinen Fischerdorf Puerto Nariño. Die kleine Gemeinde, welche von umliegenden indigenen Stämmen gegründet wurde, verzichtet gänzlich auf Autos, Tuktuks oder Motorräder. Die Ruhe wird nur von dem Gezwitscher der Vögel und allenfalls von Bootsmotoren durchbrochen. Unsere Zeit wird knapp, denn der Rückflug geht in zwei Tagen. Kurzfristige Dschungeltouren stellen sich als unmöglich heraus, da die wenigen Guides entweder nicht da oder bereits vergeben sind. Der Hotelbe-

sitzer schaut kurz vorbei und wir fragen ihn um Rat. Sein Tipp stellt sich als Volltreffer heraus, denn wir können eines unserer erhofften Tiere finden. Das Zwergseidenäffchen. Ganz im Westen des Ortes befindet sich ein kleines privates Waldstück. Wir fragen den Besitzer, ob wir nach den Äffchen Ausschau halten dürfen. Wir erhalten die Erlaubnis, und während ich die Totenkopffäffchen und Aras beobachte, versucht Stella ihr Glück an einer anderen Stelle. Außer Sicht, höre ich nur leise Rufe und begeben mich sogleich in ihre Richtung. Stella steht am Waldrand, winkt mich heran und zeigt den Daumen nach oben. Und tatsächlich, ein Zwergseidenäffchen. Ob wir unser Glück fassen können müssen wir später erörtern, jetzt gilt es schnell zu sein. Mit nur 15 cm Körpergröße, sind sie die kleinsten aller amerikanischen Primaten. Sie kommen nur im westlichen Teil des Amazonasbeckens vor und besitzen ein graues, kurzes Fell. Eigentlich sind sie in kleinen Gruppen unterwegs, doch wir sind schon mit einem Exemplar mehr als zufrieden. Auf dem Rückweg buchen wir noch schnell eine Flussdelfintour für den nächsten Morgen.

Früh geht es los, denn um kurz nach fünf sind wir mit unserem Guide am Bootssteg verabredet. Da wir bis jetzt immer noch keine gelungenen Aufnahmen realisieren konnten, ist dies nun unsere letzte Chance auf die seltenen Tiere. Wir dachten es gäbe zwei Arten, den Grauen Flussdelfin, und den Rosa oder Amazonas-Flussdelfin. Wie sich jedoch herausstellt, ist das ein und die selbe Art. Erst im Alter ändern die Tiere ihre Farbe und werden rosa. Zwei Stunden fahren wir die prädestinierten Stellen ab, der Bootsmann hat den Dreh raus, und wir können die Tiere sehr gut sehen. Mit den Aufnahmen ist das eine andere Sache. Die Delfine tau-

chen nur kurz auf, atmen einmal und sind dann wieder für mehrere Minuten verschwunden. Sie sind mal hier und mal da, und bis wir die Kameras in dem kurzen Moment in Position zu bringen versuchen, ist der Delfin schon zweimal an einer anderen Stelle wieder aufgetaucht. Amazonas-Flussdelfine, auch Botos genannt, können bis zu drei Meter Länge erreichen und anders als ihre im Meer lebenden Verwandten, ihren Kopf in alle Richtungen drehen. Das macht sie in dem teilweise durch enges Wurzelgeflecht durchzogenen Gewässer zu noch effektiveren Fischjägern. Ihre Sehkraft hat sich im trüben Flusswasser zwar zurückgebildet, gleichzeitig hat sich ihre Fähigkeit der Echoortung erheblich verbessert.

Zurück in Leticia. Zwei Stunden vor dem Flug erzählen wir unserem Hostelbesitzer von unserer tierischen Mission, dass wir zwar einigermaßen glücklich sind, aber leider vergeblich nach Nachtaffen gesucht haben. Darauf hin fragt er uns, weshalb wir das denn nicht gleich gesagt haben und erzählt uns, dass direkt in einem Baum im Vorgarten ein Exemplar sitzt. Wir gehen gemeinsam raus, er klopft an den Stamm einer Palme, und die großen Äuglein des eigentlich nachtaktiven Tieres blicken uns aus der schattigen Palmenkrone heraus an. Die durchschnittlich 32 cm großen Primaten sind die einzige nachtaktive Affenart Amerikas, und sie besitzen ein kurzes, dichtes, hellbraunes Fell. Ihre Augen haben sich speziell für den Einsatz bei Nacht entwickelt. Meist begibt sich die gesamte Familienbande nach Einbruch der Dunkelheit auf Futtersuche. Sie ernähren sich fast ausschließlich von Früchten und bei Bedarf auch von kleinen Insekten. Nur selten wagen sie sich bei Tageslicht aus ihren Schlafbäumen. Wir haben demnach

Glück, dass unser Exemplar neugierig genug ist. Da laufen wir also mehrere Tage durch das Amazonasdickicht, um dann festzustellen, dass das gesuchte Tier im Vorgarten unseres Hostels hockt.

Kurz darauf sitzen wir im Flieger nach Cali, von wo aus wir uns auf die Busreise nach Ecuador vorbereiten. Das schöne Cali ist mit knapp 2,4 Millionen Einwohnern die Hauptstadt der Cauca Provinz. Es liegt ganz im Nordwesten. Und von hier aus gibt es gute Busverbindungen nach Quito.

Bessere Zeiten

Kolumbien ist in Aufbruchstimmung und die Ärmel werden hochgekremgelt. Auch in der TV-Werbung. Es gibt Spots in denen gezeigt wird, was zum Wohl des Landes getan wird. Sozialwohnungen, Wasserversorgung, Gesundheitssystem, Umweltbewusstsein und vor allem Frieden sind die Ziele. Alle machen mit und dieses Gemeinschaftsgefühl ist spürbar. Nach der langen, harten Zeit, welche vor allem die Drogenkriege mit sich brachten, atmet Kolumbien regelrecht auf. Es genießt den Frieden und ist so unverbraucht und offen gegenüber Touristen, dass es eine Freude ist, das Land zu besuchen. Leider gibt es immer noch zu viele Drogentouristen, die nicht zu verstehen scheinen, wie viel Blutvergießen es wegen des Kokains gab. Schon am Flughafen gibt es deswegen Handzettel die verdeutlichen, weshalb Drogentouristen nicht gerne gesehen sind.

Bemerkenswert: Kolumbianer sind sehr sportlich. Auf den zahlreichen Bolzplätzen wird Fußball gespielt, und an Sonntagen werden große Teile des Straßensystems für Fahrradfahrer gesperrt.

Eigentlich sind wir nur wegen der Lisztaffen nach

Kolumbien gekommen, doch das Land hat vor allem für Naturbegeisterte so viel mehr zu bieten, und wir sind froh es besucht zu haben. Es gibt schöne Strände, Flüsse, Seen, den Amazonas, zahlreiche Nationalparks, spannende Tierarten und riesige Gebirge und Ebenen. Kolumbien ist aber auch ein Paradies für Fleischliebhaber und Menschen mit festem Schlaf. Wir haben zudem viele nette und hilfsbereite Leute kennengelernt. Die Größe des Landes haben wir unterschätzt und es gibt noch einiges mehr zu entdecken. Sechs Wochen reichen längst nicht aus. Vielleicht zieht es uns noch einmal in dieses schöne Land.



Rubintyrann und Grüne Ibisse, Medellín



Andenklippenvogel und Rotkopf-Ameisenpitta, Jardin



Safranammer und Braunschwanzamazilie, Jardin

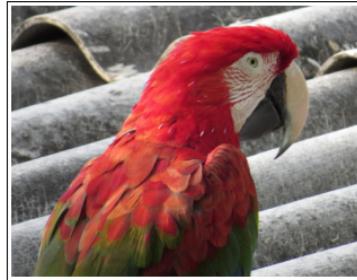




Embalse del Peñol und La Piedra Del Peñol, Guatapé



Weißnacktenkolibri und Schwarzohrpapagei, Minca



Grüner Leguan und Grünflügelara, Minca



Lisztaffe und Rotschwanzjakamar, Tayrona NP



Punta Castillete und Playa del Cabo, Tayrona NP



Kolibris im El Jardin Encantado, San Francisco (Cundinamarca)



Totenkopffäffchen und Braunwangensittich, Los Llanos



Weißflügelsittiche und der Hafen von Leticia, Amazonas



Gelbbrustara, Familienausflug auf dem Amazonas



Nachtaffe und Amazonas-Flussdelfin, Amazonas



Ecuadors kleine Flügel



Starker Nieselregen fällt vom aschgrauen Himmel, als wir das schöne Kolumbien mit einem weinenden Auge verlassen. Das lachende Auge freut sich auf Ecuador. In ein neues Land zu kommen ist immer aufregend, und die Grenzüberquerung geht dieses mal schnell und unkompliziert. Ecuador ist das viert ärmste Land Südamerikas, aber hier bezahlt man mit US Dollar. Und wir haben eine leichte Ahnung, was das bezüglich der To-

preiseziele bedeutet. Galapagos, Amazonas, die Vulkane der Anden und erstklassige Vogelbeobachtungsgebiete hält Ecuador für Naturfreunde bereit. Den Plan im Kopf und das Budget im Auge, müssen wir uns entscheiden, welche Ziele wir bereisen. Und da wir den Amazonas später noch einmal besuchen wollen, sparen wir uns deshalb den Trip in den ecuadorianischen Dschungel.

Ecuador hat 16 Millionen Einwohner, davon leben ca. 1,4 Millionen in der Hauptstadt auf 2800 m. Wir gewöhnen uns langsam an die Höhe, verbringen eine Nacht in Quito, und nehmen dann den Bus zum nächsten Ziel.

Mindo

»Mindo es lindo«, Mindo ist schön, so die eigene Einschätzung der Bewohner des kleinen Bergdorfes. Unsere Meinung ist zweifellos dieselbe. Das Dorf hat 2.200 Einwohner und befindet sich nur eine knappe Busstunde westlich von Quito. Inmitten eines verträumten Tals, liegt das Dorf auf 1250 m, umrandet von immergrünem Nebelwald. Viele Touristen kommen hier her, um zu Wandern oder einfach die Seele baumeln zu lassen. Die Einheimischen wissen die Natur zu schätzen, und es gibt einige Organisationen, die sich um den Schutz des artenreichen Waldes kümmern. Unterkünfte sind vergleichsweise teuer, jedoch zahlreich. Es gibt schöne Cafés, gute Restaurants und viel leckere Eiskrem. Leider wird auch hier Quatsch wie Tubing, Canopying oder Zip-lining angeboten. Doch Ecuador steht weltweit an zweiter Stelle, was den Vogelreichtum angeht, und Mindo zählt mit über 500 Arten zu den besten Orten. »Der frühe Vogel kann mich mal« ist hier also nicht angesagt. Eine Woche lang schälen wir uns kurz

vor Sonnenaufgang aus dem Bett, um auf einem der schönen Wanderwegen unser Glück zu versuchen. Felsenhähne, Tukane, Papageien und Sittiche, Tangare, Ameisenpittas, Bartvögel, Fliegenschnäpper und natürlich viele Kolibriarten lassen sich blicken. Wir sind begeistert. Am letzten Tag ziehe ich alleine los, und ein Goldkehlukan gibt ein zehnminütiges Privatkonzert. Er lässt sich nicht durch meine Anwesenheit stören, obwohl ich nur sechs Meter entfernt mein Stativ platziere. »Mindo es lindo!«

Volcan Cotopaxi

Relativ zentral im Landesinneren und nur 50 Kilometer südlich von Quito liegt der Cotopaxi. Mit 5.897 Metern ist er der höchste aktive Vulkan Ecuadors. Das Land besitzt 16 Vulkane, wovon drei zu der Zeit unseres Besuchs als aktiv gelten. Der Cotopaxi Nationalpark ist während unseres Aufenthalts für Besucher gesperrt, da der Vulkan jeder Zeit ausbrechen kann. Seine Aschewolke tunkt weite Teile der Umgebung in für Tiere und Pflanzen giftiges Grau. Schon auf der Hinfahrt werden im Bus regelmäßig Notfallpläne im TV gezeigt, die beschreiben, welche Verhaltensregeln bei einem Ausbruch beachtet werden müssen. Nicht sehr beruhigend.

Nur zwanzig Kilometer vom Vulkan entfernt finden wir eine schöne Unterkunft. Der nette Hotelbesitzer betätigt sich auch als Führer und bietet sich an. Das nehmen wir gerne wahr, und am nächsten Tag, nach einer zugegeben etwas unruhigen Nacht, sitzen wir im Geländewagen auf dem Weg zum Fuße des Vulkans. Der Park ist zwar gesperrt, trotzdem können wir, dank des ortskundigen Guides, bis auf vier Kilometer an den Berg heran. Das genügt uns nach Lage der Dinge auch. Da

wir viel Glück mit dem Wetter haben, erhalten wir bei strahlend blauem Himmel einen fantastischen Ausblick auf den perfekten Konus des Berges und seine Aschwolke, die bis in die obere Troposphäre reicht.

Als wir aufbrechen wollen, bittet uns der Guide noch ein wenig zu verweilen, was wir gerne tun. Ehrfürchtig und still steht er einige Zeit mit glasigen Augen vor seinem Berg und nimmt die Stimmung der unwirklichen und gleichzeitig bedrohlichen Szenerie in sich auf.

Danach führt uns der Weg in Richtung Westen. Vorbei am Vulkan Chimborazo, mit 6.310 Metern der höchste Berg Ecuadors, gelangen wir zur größten Stadt des Landes, Guayaquil (2,5 Mio. Einw.). Schaut man in Ecuador die Nachrichten, ist die Kriminalität der Stadt tägliches Thema. Und Kriminalität steht nicht unerheblich in Zusammenhang mit Armut. Diesbezüglich gibt es vermutlich weltweit nur wenige Ausnahmen. Wir sind gewarnt und lassen die Kameras beim Flanieren auf dem Malecon 2000, der prunkvollen Uferpromenade am Rio Guayas, im Hotel. Wir sind nur eine Nacht in der Stadt, denn von hier aus startet das Flugzeug zu einem der atemberaubendsten Naturwundern der Erde.



Brauner Veilchenkolibri und Zwergveilchenkolibri,
Hyazinthkolibri, Himmels sylphe



Tukan-Bartvogel



Goldkehl-tukan



Goldtangare



Cotopaxi

Galapagos, traumhafte Tierwelt in menschlicher Realität



Auch wenn es ein ewiger Traum war, einmal dieses vulkanische Archipel zu besuchen, auf dem Plan stand die Reise dorthin nicht. Ein Trip von Deutschland aus organisiert, kann gut und gerne weit über 5.000 Euro kosten. In Kolumbien haben wir jedoch erfahren, dass Flüge von Quito oder Guayaquil weniger als 350 \$ kosten. Wir haben uns deshalb schon vorzeitig die Gelegenheit gesichert und seither sämtliche Unternehmungen diesem Ziel zeitlich untergeordnet. Als wir dann, nach einem zweieinhalbstündigen Flug, die tausend Kilometer überwunden haben und tatsächlich auf der Insel Baltra stehen, können wir unser Glück kaum fassen. Was wir jedoch fassen müssen ist, dass der Eintritt für den Nationalpark 100 \$ kostet. Ecuadorianer zahlen sechs Dollar. Fair ist das nicht, aber dass auf diesem Kontinent mit zweierlei Maß gerechnet wird, sind wir mittlerweile gewohnt.

Auf Isla Baltra befindet sich einer der beiden wichti-

gen Flughäfen der Galapagos Inseln. Die kleine Insel liegt nördlich von der Isla Santa Cruz und ist von dieser nur durch einen kleinen Meereskanal getrennt. Täglich landen auf Baltra drei große Maschinen mit insgesamt bis zu 600 Touristen. Ein kostenloser Bus bringt uns zur kleinen Fähre, die in wenigen Minuten zur Hauptinsel übersetzt. Eine Dreiviertelstunde später hat uns ein weiterer Bus nach Puerto Ayora gebracht, mit 18.000 Einwohnern, die größte Stadt. Hier, in der Academy Bay, befindet sich auch der Haupthafen. Galapagos umfasst 125 Inseln, von denen nur fünf bewohnt sind. Insgesamt leben hier rund 30.000 Menschen.

Trotz der Abgeschiedenheit mitten im Pazifik, entwickelte sich sowohl über als auch unter Wasser ein unvergleichlicher Artenreichtum mit zahlreichen endemischen Tierarten. Galapagos liegt direkt am Äquator und wird gleich von vier großen Meeresströmungen beeinflusst. Nicht zuletzt dank des kalten Humboldtstroms, einer kalten Meeresströmung, welche nahrungsreiche, antarktische Gewässer vom Süden Chiles mit sich führt, findet man hier eine unvergleichliche Vielfalt unterschiedlichsten Lebens.

Schon auf Santa Cruz kann man einige der Tierbesonderheiten entdecken, für die die Galapagosinseln so berühmt sind. In der Academy Bay sonnen sich die schwarzen Galapagos-Meerechsen zusammen mit faulenzenden Ohrenrobben am Kai, und viele Arten von Meeresvögeln, darunter auch Fregattvögel, Braune Pelikane und Blaufußtölpel, stürzen sich ins Wasser, um Fische in der seichten Bucht zu fangen. Die endemischen Galapagos-Meerechsen sind Wechselblüter, und wegen ihrer schwarzen Haut, können sie ihre Körper in der Sonne aufwärmen, um sich ihre Nahrung im kalten

Meerwasser zu holen. Sie nagen Algen von den wenig bewachsenen Riff-Felsen, was ihnen als Futter genügen muss. Sie sind die einzigen Leguane, die dies vollbringen können. Die Tiere können sogar bis zu einer Stunde im Wasser verweilen, bevor sie wieder an Land müssen.

Darwinfinken sind allgegenwärtig. Meist abends, unter dem beleuchteten Bootssteg, tummeln sich kleine Schwarzspitzenhaie, Goldrochen und andere Raritäten. Im Inselinneren gibt es die ehrwürdigen Galapagos-Riesenschildkröten zu bestaunen. Letztere können leicht über 100 Jahre alt werden. Ein bekanntes Exemplar, namens Harriet, brachte es sogar auf ein Alter von 176 Jahren. Etwa 300 Kilogramm und über einen Meter Länge, können die grauen Reptilien in freier Wildbahn erreichen.

Elf Tage haben wir uns hier eingeräumt. Nachdem wir unsere schöne etwas außerhalb des Zentrums gelegene Unterkunft in Augenschein genommen haben, begeben wir uns auf die Suche nach einer vertrauenswürdigen Tauchagentur. Wir möchten die außergewöhnlichen und seltenen Hammerhaie beobachten.

Schon im Vorfeld haben wir drei der zahlreichen Tauchcenter, welche ihre Dienste an der kleinen Hafepromenade anbieten, in die engere Auswahl genommen. Letztlich offerieren alle in etwa das Gleiche, nämlich Tauchen, doch in Qualität und Preis gibt es Unterschiede. Zwischen 150 und 225 Dollar muss man für einen Tagestrip mit zwei Tauchgängen berappen. Wir treffen eine Wahl die uns sympathisch erscheint, und schon am nächsten Morgen sind wir früh unterwegs und rauschen mit dem Schnellboot zu den Riffen. Nördlich der Insel Santa Cruz liegen die Tauchziele North

Seymor und Isla Mosquera, die aufgrund der geringen Strömung ideal für Anfänger und fortgeschrittene Taucher sind.

Die Riffe von Galapagos sind weit weniger bunt, als die in tropischen Gewässern und bestehen größtenteils aus kargen Felsen. Trotz der wenig flauschigen 19 Grad Wassertemperatur, ist der Fischreichtum enorm. Einige Schildkröten, Weißspitzenriffhaie und andere Riffische lassen sich bei unserem ersten Besuch in der Tiefe blicken.

Auch am zweiten Tag erleben wir schöne Tauchgänge mit Galapagoshaien und nur wenig Strömung. Am dritten Tag soll es dann schließlich zu den weltberühmten Gordon Rocks gehen, einer der besten Plätze für Hammerhaie. Eine Robbe schießt an uns vorbei, während sich am Grund, in etwa 30 Meter Tiefe, die erhofften, markanten Silhouetten abzeichnen. Wir lassen uns vorsichtig an einer Riffkante nieder, um dem Schauspiel zuzusehen. Ein Tier hat sich wohl aus der Gruppe gelöst, denn plötzlich schwimmt es aus der Tiefe langsam am Riffhang empor und direkt auf mich zu. Der Kopf bewegt sich aufgrund seiner Schwimmbewegungen sanft von links nach rechts, und die Augen an den ausladenden Kopffenden scheinen ins Nichts zu schielen. »Hallo, siehst du mich denn nicht? Hier sitzt ein Mensch.« Etwa zwei bis drei Meter vor mir dreht der Hai schließlich nach rechts ab, und ich erkenne dabei seine kurzen scharfen Zähne. Dafür gibt es keine Worte. Einfach nicht von dieser Welt. Kurz zuvor gab ich Stella die geliehene GoPro Kamera in die Hand, und sie konnte den Hai perfekt filmen. Als Zugabe lässt sich beim Auftauchen dann auch noch ein Mondfisch blicken. Wir sind beide überglücklich und entscheiden uns ad hoc,

am nächsten Tag noch einmal an den Gordon Rocks zu tauchen.

Die Tauchcenter unterliegen einem Plan, der sie anweist, die Tauchplätze täglich zu variieren und sich abzuwechseln. So wird verhindert, dass zu viele Boote den selben Platz anfahren, und jeder kann dadurch die besten Gebiete ins Angebot nehmen. Somit schließt sich also aus, dass wir mit unserer Agentur gleich am nächsten Tag noch einmal zu den Gordon Rocks fahren können. Wir gehen also zu einem anderen Anbieter, und was sich dann beim Tauchen abspielte, war gelinde formuliert eine Frechheit, die böse hätte enden können.

Die Gordon Rocks befinden sich einige Kilometer östlich von Santa Cruz, und die drei großen Felsen sind den Meeresströmungen ausgeliefert. Dort zu tauchen bedarf daher einiger Erfahrung, denn die Bedingungen können sich schlagartig ändern. Eine Vereinbarung wurde unter den Agenturen getroffen, dass kein Taucher mit weniger als 30 Tauchgängen zu den Rocks mitgenommen werden darf. Wie wechselhaft sich die Strömungen hier auswirken können, bekommen wir sofort beim Einstieg ins Wasser heftig zu spüren. Als »Waschmaschine« bezeichnen Taucher eine starke und in alle Richtungen wechselnde Unterwasserströmung. Unsere vierköpfige Gruppe besteht aus einem jungen, unerfahrener Israeli, dem Guide und uns. Beim Abtauchen kralen wir uns sofort an die scharfen Felsen, um nicht abgetrieben zu werden und versuchen uns langsam in ruhigere Wasser hinabzuhangeln. Die Sicht ist grauenhaft und wir müssen zusehen, dass wir beieinander bleiben. Doch der Guide verliert seinen Buddy (Partner), und wir haben große Mühe die Gruppe wieder zu vereinen. Die Luft wird bei solch stressigem Abstrampeln schnell

knapp, und der junge israelische Anfänger hängt schon nach kurzer Zeit am Ersatzschlauch des Guides. Wir entschließen uns deshalb, den Tauchgang zu beenden. Auch beim Auftauchen reißt es die beiden wieder auseinander, und irgendwann sehen wir den Israeli, wie er unterhalb der aufgewühlten Wasseroberfläche verzweifelt versucht, Halt am Felsen zu finden, während er hin und her gewirbelt wird. Der Tauchgang war großer Mist und wir entscheiden, hier und heute auf keinen Fall einen zweiten zu unternehmen. Auch wenn wir wissen, dass wir das Geld dafür vermutlich nicht erstattet bekommen. Der Israeli wird wahrscheinlich nie wieder ins Wasser steigen. Er hat sich wortlos und bleich an ein schattiges Plätzchen an Board verkrochen.

Später gehen wir zur Tauchbasis und beschweren uns über das Verhalten, das während des ganzen Trips von der Crew an den Tag gelegt wurde. Wir erfahren dabei, dass der Israeli nur 10 Tauchgänge mitbrachte. Unverantwortlich! Aber hier sieht man, wo die Unterschiede der Tauchbasen liegen: Der schnelle Dollar scheint oft mehr Wert, als die körperliche Unversehrtheit. Wir wählen Tripadvisor für die Abgabe einer Bewertung.

Isla Isabela ist die größte Insel des Archipels. Zweieinhalb Schnellbootstunden dauert die Überfahrt von Puerto Ayora nach Puerto Villamil (2.100 Einw.), die größere der beiden Siedlungen der Insel. In dem Dorf geht es ruhiger zu als auf Santa Cruz, was wir als angenehm empfinden. Hier wollen wir die Flamingos und die nördlichste aller Pinguinarten finden, den Galapagos-Pinguin. Schon am Bootssteg können wir bei der Ankunft einen Pinguin beobachten, der die seichten Gewässer zum Fischfang nutzt. Später unternehmen wir eine kleine Bootstour, welche uns zu den äußeren

Felsen der natürlichen Hafengebucht bringt, wo wir eine kleine Kolonie von etwa 30 Tieren an Land beobachten können. Da ich ein großer Pinguinfan bin, freue ich mich riesig. Der Galapagos-Pinguin ist die zweitgrößte und gleichzeitig die am nördlichsten vorkommende Pinguinart. Er wird maximal 53 Zentimeter groß und mit knapp 10.000 Exemplaren ist er der seltenste Frackträger seiner Zunft. Er ist endemisch, kommt also nur auf dem äquatorialen Archipel vor.

Die Galapagos-Flamingos sind eigentlich Kuba-Flamingos, doch das Besondere hier ist, dass es insgesamt nur rund 50 Exemplare gibt, die sich auf wenige Inseln verteilen. Zirka 20 – 30 Tiere leben rund um Puerto Villamil. Manchmal sieht man sie in der kleinen Lagune im Ort, bessere Chancen bietet jedoch die Lagune in der Nähe der Schildkrötenaufzuchtstation, zwei Kilometer nördlich des Ortskerns.

Wir unternehmen außerdem eine Bootstour zu Los Tuneles. Die Tunnel sind aus schwarzem Lavagestein geformt und werden von klarem Meerwasser durchspült und ausgehöhlt. Wir sehen große Wasserschildkröten und Rochen, doch der eigentlich Grund für den Ausflug sind die Blaufußtölpel, die, wie der Name schon sagt, leuchtend blaue Füße besitzen. Beim Balztanz hebt das Männchen diese abwechselnd an während es um die Braut herum tänzelt. Wir kommen den schönen Vögeln sehr nahe. Die Gegend um Los Tuneles beeindruckt durch ihre Ursprünglichkeit. Man fühlt sich zurückversetzt in die Anfänge der Entstehung der Erde. Das heißt, wie man sich diese eben vorstellt. Hier sieht es aus, als sei die Umgebung gerade erst durch heiße Lava geformt worden. Wildes blaues Wasser im Vordergrund, schwarze, zerklüftete Lavafelsen an der Küste

und trockene Kakteen im Hinterland.

Es gibt so viel zu entdecken auf Galapagos. Vor allem das Meer rund um die Inseln, hält für Taucher und Schnorchler einiges parat. Neben der guten Chance auf Mantarochen, Mondfische und Seerobben, kann man auf diverse Walarten, wie Orcas, aber auch auf viele Haiarten hoffen, wie den Walhai, seines Zeichens größter Fisch der Welt. Wir genießen die restliche Zeit auf dem einzigartigen Archipel und können sogar noch mit Pinguinen und Seelöwen schnorcheln, bevor wir wieder zurück nach Guayaquil fliegen.

Oh, Mann!

Was uns auch schon in vielen anderen Teilen Zentral- und Südamerikas sauer aufgestoßen ist, fällt uns leider auch hier, auf diesem außergewöhnlichen Naturjuwel, wieder schmerzhaft ins Auge. Der gedankenlose Umgang mit Müll nimmt zwar auf dem Festland noch weitaus größere Ausmaße an, doch auch hier findet man allerhand Unrat. Und während an der Hafensperrmauer noch Mülleimer aufgestellt sind, sieht man vor allem in den Randgebieten der Ortschaften jede Art von Plastikmüll, Autoreifen, Bauschutt und sogar Matratzen, die einfach in die Natur »entsorgt« werden. Es scheint, als ob keiner kontrolliert, was die Einheimischen hier treiben. Gleichzeitig werden Touristen gleich beim Betreten des Nationalparks gebeten, möglichst wenig Müll zu produzieren. Gefühlsmäßig würde ich sagen, dass Naturliebhaber das schon wissen. Müll ist weltweit ein Problem, aber mein Gewissen ist beruhigt, denn ich habe in Deutschland fünf Euro in die Grüne Umweltplakette investiert.

Viele Ecuadorianer suchen ihr Glück im Tourismus auf Galapagos und kommen auf die Inseln, um ein Stück vom Kuchen abzubekommen. Hier kann man gut das doppelte Ge-

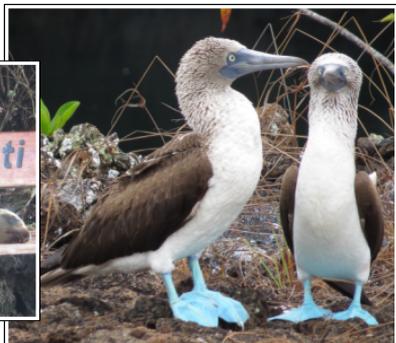
halt verdienen, als auf dem Festland. Leider vergessen viele, dass es sich um einen Nationalpark handelt und bringen alles mit, was ihrer Idee vom ecuadorianischen »dulce vida« entspricht. Leider zählen dazu auch Hunde, Katzen, Hühner und Kühe. Was diese Tiere anrichten, kann man sich ausmalen. Hühner sind freilaufend und breiten sich ungehindert aus; Kühe brauchen große Weideflächen und der Platz dafür wird geschaffen; Katzen fressen die Eier von Vögeln und Echsen; und Hunde fressen alles, was sie bekommen können. Das führte zum Beispiel auch dazu, dass der Galapagos Landleguan, auch Drusenkopf genannt, auf allen fünf bewohnten Inseln bereits ausgestorben ist. Auch die Bebauung scheint unreguliert ihren Lauf zu nehmen. Niemand scheint es zu kümmern solange Geld fließt. Unweit des Bootsstegs in Puerto Villamil sehen wir einen Seelöwen auf einer Parkbank liegen. Auf der Bank steht: »Isabela crece por ti«, »Isabela wächst für dich.« Für wen jetzt genau? Mit Sicherheit nicht für den Seelöwen. Ob Ecuador die richtige Nation ist, um sich um dieses Naturwunder zu kümmern?



Galapagos-Meerechse und Galapagos-Riesenschildkröte



Gepunkteter Adlerrochen und Galapagos-Pinguin, Puerto Villamil



Galapagos-Seelöwe, Blaufußtölpel

Ecuadors große Flossen

Puerto Lopez, Machalilla Nationalpark

Wir stellen fest, dass uns die Meeresluft gut tut und nehmen, nachdem wir in Guayaquil gelandet sind, sogleich den nächsten Bus zum drei Stunden entfernten Fischerort Puerto Lopez. Nach zwei Tagen Pause wollen wir nun an einer Walbeobachtungstour teilnehmen. Von Juni bis September kreuzen Buckelwale unweit der Küste, da der Humboldtstrom Krill mit sich führt und die Walkühe hier kalben. Wir können direkt in unserem schönen Hostel buchen und sitzen einen Tag später früh morgens im Boot, zum Machalilla Nationalpark. Die Wahlbeobachtung ist ein gutes Geschäft, und es ist immer fraglich, wie sehr es den Tieren schadet. Wir sind erleichtert als wir erleben, dass auf die Herangehensweise hier geachtet wird. Wir haben eigentlich keine großen Erwartungen, doch plötzlich zeigt sich eine Gruppe von sechs Tieren und der Motor wird gedrosselt. Große Bullen nähern sich dem Boot, und einmal spüren wir den Sprühnebel im Gesicht, der sich beim Abblasen bildet. Magisch!

Beim Atmen heben die bis zu 15 Meter langen Kolosse ihre Köpfe über die Wasseroberfläche und holen zweimal Luft, bevor sie wieder in die Tiefe abtauchen, als seien sie schwerelos. Dabei hebt sich ihre Schwanzflosse komplett aus dem Wasser, als würden sie uns zum Abschied zuwinken. Teilweise tauchen sogar mehrere Tiere synchron aus den Fluten und Demut überkommt mich, ob des sagemuwobenen Daseins der gigantischen Meeressäuger, deren sanftes Wesen so gar nicht zu ihrer Größe passt.

Das Meer ist wild und wellig, trotzdem haben alle an

Bord eine gute Zeit. Bis auf die ecuadorianische Familie, deren Mitglieder ihren Mageninhalt auf dem Boot verteilen (vorwiegend also Hühnchen, und das Kleinkind, Muttermilch mit Hühnchengeschmack).

Vilcabamba

Über Cuenca fahren wir nach Vilcabamba. Die Landschaft rund um Vilcabamba lädt viele zum Wandern ein, und im angrenzenden Podocarpus Nationalpark soll es viele Vögel geben.

Wir entscheiden uns gegen einen Besuch und bleiben nur zwei Nächte, da uns Vilcabamba nicht so sehr gefällt. Eine Rentner-Enklave ist hier entstanden, größtenteils bestehend aus US-amerikanischen Ex-Militärs. Diese sitzen nun den ganzen Tag in einem der vielen Cafés und lästern über die schlechte Politik in ihrer Heimat. Außerdem spüren wir seltsame Schwingungen: Eine spirituelle Meditations-Yoga-Esoterikstimmung schwebt im Patschuli-Weihrauchdampf durch die Gassen. Es gibt ein paar Hängengebliebene, und Rastahippies verkaufen mit verklärtem Blick und glasigen Augen Armbändchen am Straßenrand. Am Verhalten einiger erkennt man, dass verschiedene Drogen im Umlauf sind. Wir werden gebeten doch bitte keinen Tee aus den hier wachsenden Kakteen zu brühen. O.K. machen wir. Aber welcher Kaktus genau? Vermutlich ist das das Elixier, welches so manchen hier verweilen lässt. Wir finden vieles gekünstelt, und irgendwie hat das nicht so wirklich mit dem eigentlich netten Städtchen und dem beeindruckenden Bergpanorama zusammenpasst.



Buckelwale bei Puerto Lopez



Tief im Dschungel in Peru



Ein Nachtbus, offensichtlich nur mit Kindersitzen bestückt, bringt uns etwas zerknautscht zur peruanischen Grenze bei La Tina. Um 3:00 Uhr laufen wir über die wenig genutzte Grenzbrücke, die in schummriges Lampenlicht getaucht ist. Das Empfangskomitee bilden drei aggressiv kläffende Straßenkötter. Na wenigsten sind wir jetzt richtig wach. Gracias.

Peru ist dreieinhalb mal so groß wie Deutschland. Die 30 Millionen Einwohner verteilen sich auf eine Fläche, die etwa 2.500 km lang ist, im Norden ca. 1.400 km

breit und von 0 bis über 6.000 Meter Höhe reicht. Der Amazonas nimmt den gesamten östlichen Teil ein, dazwischen sind die Anden, und zum Reiseglück gibt es den relativ flachen Küstenstreifen mit einer geraden Panamericana. Peru ist gefährlich. Jeder warnt uns und üble Geschichten sind im Umlauf. Es gibt viele Beispiele, und die Leute haben eine fast schon paranoide Angst vor ihrem eigenen Land. Man sollte nur Taxis mit amtlicher Nummer auf dem Dach nehmen, Kameras und Smartphone bleiben am besten im Hotel, für den Erwerb einer Simkarte muss man den Pass zeigen und einen Fingerabdruck abgeben, und in den Bussen wird man vor der Abfahrt gefilmt. All das ist etwas einschüchternd. Wir wollen schleunigst in den Dschungel.

Wir halten uns nirgendwo lange auf, verbringen die meiste Zeit auf langen Busfahrten und reisen über Piura, Chiclayo und der Hauptstadt Lima in die Touristenhochburg Cusco.

Cusco

Perus Touristenmekka liegt auf 3.450 Metern Höhe, mitten in den Anden. Der weitaus größte Teil der Touristenmassen beschränkt sich auf den Besuch der weltbekanntesten und gut erhaltenen Inkastadt-Ruine Machu Picchu. Cusco ist nett. In den kleinen Gässchen findet man einladende Cafés und gute Restaurants und eine Vielzahl an Shops. Diese verkaufen alles, was ein Tourist benötigt, aber eher mehr davon, was er nicht benötigt. Auf dem schönen Platz im Zentrum, dem Plaza de Armas, werden zudem an jeder Ecke Massagen angeboten und Hobbykünstler, die sich stets mit dem Namen Picasso vorstellen, verramschen ihre gefälschten Werke. Wegen all dem sind wir jedoch nicht gekommen, denn von

Cusco aus kann man ebenfalls zwei der schönsten Nationalparks im Amazonasgebiet besuchen. Es gibt sehr viele Touranbieter und wieder einmal fällt die Wahl schwer.

Amazonien

Mit dem Wort Amazonas verbinde ich zwei Dinge: Es ist zum einen der Name des Flusses, zum anderen, wird auch das gesamte Amazonasgebiet salopp nur als Amazonas bezeichnet. Ich bemühe mich daher um die korrekte Bezeichnung. Der Fluss ist der wasserreichste unserer Erde, und seine über tausend Zuflüsse und Nebenarme durchziehen den gesamten nördlichen Teil des südamerikanischen Kontinents. Seinen Anfang nimmt er in Peru, wo er, durch zwei Andenflüsse gespeist, insgesamt über 6.400 Kilometer weit fließt, bis er zur Mündung an der brasilianischen Atlantikküste gelangt. Teile von Französisch-Guyana, Suriname, Guyana, Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Peru und Bolivien, aber vor allem Brasilien, stehen unter dem Einfluss des Amazonas. Das gesamte Gebiet wird als Amazonasbecken bezeichnet. Knapp 7 Mio. km² Regenwald umfassend, bildet es die umgangssprachliche Lunge der Erde, da es zu großen Teilen den CO₂ Gehalt unserer Luft reguliert.

Nicht das gesamte Amazonasbecken steht unter Naturschutz, doch viele Länder, besser gesagt, die Naturschutzorganisationen der Länder, versuchen sich am Schutz zu beteiligen und haben Nationalparks eingerichtet. Abholzung, Bebauung, Gewinnung von seltenen Erden, Steinen und Erzen und die Umweltverschmutzung, setzen dem Gebiet von allen Seiten her zu.

Wer tief in den Dschungel möchte, muss gleichzeitig tief in die Tasche greifen. Expeditionen sind aufwendig

und strapaziös. Glücklicherweise sind einige Teile der Nationalparks so organisiert, dass man als Wildtierbeobachter verhältnismäßig günstig und ohne selbst eine Tour organisieren zu müssen, den Reichtum der Flora und Fauna des Amazonasgebiets erleben kann. Damit möchte ich nicht im Geringsten andeuten, dass angebotene Touren dorthin billig sind. Das Gegenteil ist der Fall, doch gegebener Enthusiasmus macht es ertragbar.

Die Reichhaltigkeit wird durch das vorherrschende Klima erzeugt. Über 90% Luftfeuchtigkeit, bei Durchschnittstemperaturen von 35 Grad, und steter Wechsel zwischen Sonne und Regen, scheinen die meisten Lebewesen zu mögen. Es ist vermutlich längst nicht alles erforscht, denn schließlich und zum Glück, gibt es Gegenden, wo noch nie ein Mensch gewesen ist. Trotzdem werden im Durchschnitt fast täglich drei neue Arten entdeckt. Und die Zahlen der gefundenen Spezies sind erschlagend. In allen Arten von Wäldern kommen über 40.000 Pflanzenarten vor (darunter 16.000 Baumarten), weit über 1.300 Vogelarten, über 400 Säugetierarten (allein der Manu NP in Peru beherbergt 14 Affenarten) und unzählige Amphibien- und Reptilienarten. Somit kommt jede fünfte Vogelart in Amazonien vor, und ein Hektar Regenwald beherbergt mehr Pflanzenarten, als das gesamte Europa. König des Dschungels ist zwar der Jaguar, doch die Herrscher des Unterholzes sind die Ameisen. Es gibt hunderte Arten, und sie bilden die größte tierische Biomasse. Ihre Bisse können sehr schmerzhaft sein, und steht man nichts ahnend im Gestrüpp auf einem Ameisenbau oder einer Ameisenstraße, spürt man sehr schnell wessen Hoheitsgebiet man besser zügig wieder verlassen sollte.

Viele werden jetzt denken, wow, das ist ja toll, da

wimmelt es ja vor Tieren und die Tiersuche ist ein Kinderspiel. Leider nicht, denn eben weil das Gebiet so groß und schwer zugänglich ist, bleibt es eine nicht zu unterschätzende Herausforderung. Auf dem Amazonasfluss im Norden Perus unterwegs gewesen zu sein, seine Weite erlebt und seine Macht gespürt zu haben, war einzigartig und unvergesslich. Und ich musste nicht mal ins Wasser springen oder Piranhas angeln, um das zu begreifen. Die freudige Erwartung auf den Amazonaswald im südöstlichen Peru ist demnach groß.

Tambopata Nationalpark

Das Reserva Nacional Tambopata ist von Puerto Maldonado aus zu erreichen, zehn Busstunden östlich von Cusco. Über den Rio Tambopata gelangt man tief ins Dschungelgebiet hinein. Wir entscheiden uns jedoch für eine kürzere, dreitägige Variante und wollen nur ans Randgebiet, das man über den Madre de Dios erreichen kann. Unser tierisches Ziel sind Capybaras und Riesenflusstopfer. Letztere hoffen wir im Lago Sandoval zu finden. Wir sind zu fünft: ein junges, nettes, US-amerikanisches Pärchen, der Guide, und wir. Die Tour macht Spaß, die Unterkunft ist schön und der Guide ist o.k. Doch leider können wir auf unserer Kanu Tour auf dem Sandovalsee trotz mehrstündiger Suche keine Riesenflusstopfer ausfindig machen. Obwohl der Trip »erfolgsversprechend« beginnt. Als ich mich ins Kanu setze, hockt im Baum über mir ein Hoatzin und entleert sich just in diesem Moment. Immerhin haben wir eine Menge Wasservogel, Braune Kapuziner-, Totenkopf- und Brüllaffen, und Weisse-, Schwarze- und Brillenkaimane gesehen. Auch Stella hat es noch erwischt. Als wir direkt unter einer Brüllaffenbande stehen, entleert sich ei-

nes der Tiere gekonnt aus fünf Metern Höhe, direkt auf ihren Handrücken.

Beim Zurückpaddeln bekommen wir recht unsanft vermittelt, dass es die kleinen Tiere des Dschungels sind, die uns gefährlich werden können. Wir rudern um eine kleine Landzunge herum, deren wilder Bewuchs weit über das Wasser ragt. Leider fällt keinem auf, dass sich am äußersten Geäst ein Bienennest befindet. Die junge Amerikanerin hat leider das Pech, ganz vorne im Boot zu sitzen, und als wir den Busch streifen, fühlen sich die Tiere bedroht und attackieren sofort. Sie schreit markerschütternd auf vor Schmerz, schlägt verzweifelt um sich und versucht sich mit ihrer Regenjacke zu schützen. Leider vergeblich. Die Bienen sind aggressiv und stechen mehrere Male zu. Allein fünf Stiche treffen sie im Gesicht und einige andere an Armen und Beinen. Wir anderen bleiben verschont, da wir schleunigst aus der Gefahrenzone rudern und uns ebenfalls mit Regenjacken schützen. Geschockt und begleitet vom leisen Wimmern der Gestochenen, gleiten wir zurück zum Bootssteg. Glücklicherweise ist sie nicht allergisch, die Schwellungen lassen nach, und sie erholt sich relativ gut im Laufe des nächsten Tages.

Am letzten Abend wollen wir nochmals nach Capybaras Ausschau halten. Und dann, als wir uns schon auf dem Rückweg zur Lodge befinden und die Hoffnung schon erheblich geschwunden ist, tauchen tatsächlich zwei Exemplare im Taschenlampenlicht an der Uferböschung auf. Die Amis wussten zuvor nicht genau wie die Tiere aussehen und waren mit den Worten: »ugh, they are ugly«, wohl etwas enttäuscht, freuten sich aber dennoch mit uns.

Auf der Bootsrückfahrt fallen uns Bagger auf, die an ei-

ner abgegrabenen Stelle an der Uferböschung stehen. Es sind die Werkzeuge illegaler Goldsucher. Das Flusswasser dient zum Waschen des Edelmetalls, und beim Reinigungsprozess wird giftiges Quecksilber genutzt, das dann ungefiltert in den Fluss gelangt. Die Regierung versucht durch harte Strafen die illegalen Machenschaften zu verhindern, kommt jedoch den zahlreichen Goldsuchern in dem weitläufigen Gebiet nicht bei. Leidtragende sind unbescholtene Bürger, die seitens der örtlichen Regierung durch infrastrukturelle und finanzielle Reglementierung benachteiligt werden, z.B. beim Ausbau von Straßen. Den größten Schaden jedoch erleidet die Natur und deren Tiere, welche das Gift bei der Nahrungsaufnahme zu sich nehmen.

Wir fahren zurück nach Cusco und planen den Trip zu einem unserer Hauptziele, dem Manu Nationalpark. 930 Dollar kostet uns die sechstägige Tour.

Kritik, die keine ist

Trifft man auf andere Reisende, tauscht man sich gerne aus, fragt nach und erzählt selbst von den Erlebnissen auf seiner Route. Es scheint eine Art vorgegebene Backpacker Route zu geben. Durch Lateinamerika bietet sich zum Beispiel, mehr als alles andere, die Panamericana an. Die Straße, die, bis auf ein paar Ausnahmen, Alaska (USA) mit Patagonien (Arg) verbindet, schlängelt sich also durch 15 Staaten. Auf der Route gibt es Sehenswürdigkeiten und beliebte Unternehmungen, welche einem von einigen einschlägigen Reiseführern empfohlen werden. Reiseführer sind eine tolle Sache und meistens äußerst hilfreich. Doch das persönliche Ziel der Reise steht dort nicht. Kurzum: ist man etwas erfahrener, sondiert man seine Ziele mehr nach seinem eigenen Geschmack. Man muss nicht mehr auf jeden Berg klettern, jeden

Wasserfall sehen, in jedem Fluss baden und jeden Tempel, jede Kirche, Moschee, Ruine oder sonstige Bauten besichtigen. Schon gar nicht muss man sich in einen Gurt schnallen, an eine Rolle hängen und sich dann an einem Seil entlang schreiend den Hügel hinab gleiten lassen. Zip-lining ist die neuste, für Adrenalinjunkies erfundene, post-Bungee-Aktivität. Wenn das reine Naturerlebnis zu langweilig wird oder ausgedient hat, muss man eben etwas Neues bieten. Die Natur weicht den Vorlieben der Reise-ADHS-ler. Man unterhält sich also ungezwungen, hört zu und erzählt, und es kommt zum »Geheimtipp«-Austausch: »habt ihr schon Zip-lining gemacht? Seid ihr schon auf dem Machu Pitchu gewesen? Seid ihr schon auf diesen und jenen Berg gestiegen? Habt ihr dort den Tauchschein gemacht?« Und so weiter. Ganz oft verneinen wir diese Fragen. Doch nicht weil wir von all den Dingen nichts wissen, sondern weil wir uns bewusst dagegen entschieden haben. Wir folgen den eigenen Interessen. Das tut gut, weil man nicht vom Reiestrom aller Einflüsse mitgezogen wird ohne zu hinterfragen, ob überhaupt ein Eigeninteresse besteht. Folgt man nicht den Tipps oder bekundet Desinteresse an bestimmten Reiseorten, fühlt es sich oft so an, als wäre der Gegenüber persönlich gekränkt, als spräche man eine personenbezogene negative Kritik aus. Einmal werden wir sogar empört gerügt, und das geschieht im peruanischen Amazonas.

Manu Nationalpark

Zu sechst sitzen wir im kleinen Tourbus, der uns, die sich gemütlich schlängelnde Manu Road hinab, von Cusco in den Manu Nationalpark bringt. Unterhaltungen von Erlebtem gehen quer durch den Bus, immer wieder unterbrochen durch kleine Stopps, um sich Vögel oder andere Tiere anzusehen. Die Manu Road ist 80

Kilometer lang und einer der besten Orte Perus für die Vogelbeobachtung.

Wir sind mit erzählen dran und erläutern, dass wir zwar nach Cusco gereist sind, allerdings nur, um die Nationalparks im peruanischen Amazonas zu besuchen. Völlig entrüstet und plump herausplätzend, verurteilt uns die Deutsche Ärztin aus der Schweiz, dass wir uns schämen sollten. Wie könnte man denn auf die Idee kommen nach Peru zu reisen, und sich nicht den Machu Picchu ansehen? Von da an sind wir bei ihr unten durch, aber wir schämen uns trotzdem nicht. Die deutsche Ärztin aus der Schweiz hat uns während der Tour einige Male negative Freude bereitet.

Da wir tief in den Park hinein wollen, dauert allein die Anreise zum Zielgebiet eineinhalb Tage. Von einer kleinen Bootsanlegestelle am Alto Madre de Dios, etwa 20 Kilometer östlich der kleinen Siedlung Pillcopata, beginnt die Fahrt mit einem motorisierten Kanu. Der obere Teil des großen Flusses hat wenig Wasser, und um die zahlreich entstandenen Kiesinseln zu umfahren, passieren wir kleine harmlose Stromschnellen. Die Ruhe ist angenehm, niemand redet viel, und jeder genießt die Aussicht.

Da sich der Park von 300 Metern bis hinauf auf über 4.000 Meter erstreckt, finden sich hier gleich mehrere Klimazonen. Vom kühlen Nebelwald bis hinab zum tropischen Regenwald, ändert sich die Flora stetig. Entlang des üppig bewachsenen Flussufers ragen riesige Farne und ausladende Baumgiganten über das Wasser. Wir lassen uns buchstäblich treiben.

Der Dschungel des Manu Nationalparks beginnt nur etwa 70 Kilometer nordöstlich von Cusco. Dennoch leben dort noch zwei Indio-Stämme, von den Einheimi-

schen Nacktmenschen genannt, die noch keinen Kontakt zur Außenwelt hatten. Bei Sichtkontakt kann es deshalb passieren, dass sie aggressiv reagieren und Pfeile abschießen. Die Matsiguenka sind eine der fünf Stämme, die Kontakt hergestellt haben, und sie konnten sogar eine Lodge etablieren, die uns für zwei Nächte Unterkunft im Dschungel bietet.

Manu ist einer der besten Orte um Jaguare zu sehen. Geschätzt tausend Exemplare leben im Park. Zwei von den sechs Tagen verbringen wir auf dem Rio Alto Madre de Dios und dem Manu River, um an den Uferbereichen nach der größten, amerikanischen Raubkatze zu suchen. Der Park ist mit 1,5 Millionen Hektar relativ groß, trotzdem hoffen wir auf eine Sichtung.

Die andere große Attraktion des Parks ist der Riesenotter. Noch seltener als der Jaguar, hält dieser sich jedoch meist in Seen auf, was die Chancen doch etwas erhöht. Der Lago Santander stellt sich als guter Ort für Ottersichtungen heraus, und wir können die Raubtiere, welche in Familienbanden mit bis zu 15 Tieren leben, gleich zweimal an einem Tag erleben. Morgens und abends steigen wir auf die Plattform eines Katamaranfloßes, von wo aus wir die Tiere beim Fischfang beobachten können. Fünf bis sechs Kilo Fisch brauchen ausgewachsene Tiere pro Tag. Sie können zwei Meter lang werden und errichten entlang der Uferzone mehrere unterirdische Baue, wohin sie sich bei Gefahr zurückziehen können.

Es wird schon dunkel, als wir uns auf den Rückweg zum Boot machen, welches am Flussufer auf uns wartet. Kurz bevor wir dieses erreichen, entdecke ich im Schein der Kopflampe eine Schlange am Rande des Trampelpfades. Wir vermuten, dass es sich um eine junge Ama-

zonas Baum-Boa handelt. Als wir so dastehen und diese bestaunen, erschrecken wir plötzlich, da die Deutsche, wie von einer Wespe gestochen, trampelnd an uns vorbei rennt und hinaus aus dem Wald. Wir machen uns Sorgen und fragen was los ist. Doch ihr Mann beschwichtigt uns: »sie hat tierische Angst vor Schlangen!« Das findet die Schlange nicht nett und schlängelt sich sogleich zurück ins Unterholz.

Im Verlauf der nächsten Tage kann unser genialer und passionierter Guide einige Besonderheiten erspähen, darunter Rote Brüllaffen, akrobatische Schwarzgesicht-Klammeraffen und die putzigen Braunrückentamarine. Diese sind farblich schön anzusehen. Beine und Arme sind rötlich braun, Kopf und Schwanz sind schwarz, und die Rückenpartie ist durch ein buschigeres, grau-braunes Fell erkennbar. Auch diese Krallenaffenart wird nur etwa 26 Zentimeter groß, wobei ihr Schwanz geschätzt 50 Zentimeter lang werden kann. Sie sind gesellig und schließen sich gerne auch mit anderen Tamarinarten in kleinen Gruppen zusammen. Ihr Lebensraum beschränkt sich auf das westliche Amazonasbecken.

Ebenfalls nur hier beheimatet, ist der Schwarzgesicht-Klammeraffe. Er hat den gleichen Körperbau wie seine Verwandten in Mittelamerika, sein Fell jedoch ist pechschwarz, ebenso wie sein unbehaartes Gesicht. Sein Fleisch ist beliebt und steht auf der Speisekarte vieler Indianerstämme. Deshalb, und aufgrund der Abholzung des Regenwaldes, ist sein Bestand bedroht.

Es stellt sich heraus, dass es zu den Fähigkeiten unseres Guides gehört, so etwas wie einen sechsten Sinn zu besitzen. Nicht selten wandern wir durch die schmalen Waldpfade ohne einen Hinweis oder Geräusche von

Tieren wahrzunehmen, als der Guide plötzlich stehen bleibt, den Pfad verlässt und scheinbar willkürlich, schnurstracks ins Dickicht abbiegt. Wir folgen unsicher und staunen nicht zu knapp, als dann fünfzig Meter weiter tatsächlich ein Wollaffe in der Baumkrone sitzt. Wie macht der Guide das? Wir wundern uns auch über die Wollaffen. Weshalb sie mit ihrem grau-braunen, pelzartigen Fell nicht umkommen in der schwülen Hitze, ist uns ein Rätsel. Sie sind, mit 70 Zentimetern Körperlänge und einem muskulösem, stämmigen Wuchs, die größten Affen Perus. Eigentlich sind sie in großen Gruppen unterwegs, wir entdecken allerdings nur drei Exemplare, freuen uns aber trotzdem.

Wir können gleich vier verschiedene Papagei- und Sitticharten an Lehmlecken beobachten. Hier holen sich die Vögel wertvolle Mineralien zur Entgiftung. Viele Araarten sitzen in den Bäumen an den Ufern der Flüsse, darunter Grünflügelaras, Gelbbrustaras, Hellrote Aras und Rotbugaras.

Die Suche nach dem Jaguar bleibt leider erfolglos. Aber, was einem Jaguarforscher, der ein halbes Jahr im Park verbrachte, nicht gelang, nämlich einen Jaguar zu erspähen, haben wir in nur sechs Tagen geschafft.

Bevor wir uns von den Matsiguenka verabschieden, dürfen wir ihnen noch beim Bogenschießtraining zusehen. Sie laden uns ein, es auch zu versuchen. Als ich an der Reihe bin, gelingt es mir gekonnt, alle zum Lachen zu bringen. Ich konzentriere mich, spanne die Sehne, ziele, doch der Pfeil landet beide Male direkt vor meinen Füßen. Zum Glück haben wir unser Essen dabei und müssen nicht selbst jagen.

Die Mannesehre wird wieder hergestellt, als wir auf dem Rückweg an einer seichten Stelle mitten im reißen-

den Fluss stecken bleiben. Ich springe in die Fluten, und der Guide und ich können das Boot wieder in fahrbare Gewässer ziehen.

Die letzte Nacht verbringen wir auf einer getarnten Baumplattform an einer Lehmsuhle mitten im Dschungel. Die nachtaktiven Tapire kommen hierher um zu fressen. Wir vereinbaren Schichtdienste und lauschen abwechselnd in die Dunkelheit. Sobald der Wachhabende ein Geräusch vernimmt, werden die Schlafenden geweckt, und eine Taschenlampe wird auf die Grube gerichtet. Insgesamt acht Tapire können wir in dieser spannenden Nacht beobachten. Wie der Guide die Unterschiede der Tiere bestimmen kann, bleibt sein Geheimnis. Für mich sehen sie alle gleich aus.

Manu besitzt einen außerordentlichen Tier-, Vogel- und Pflanzenreichtum, und Myriaden von Schmetterlingen flattern durch die Lüfte. Die Tour selbst ist super und sehr gut organisiert. Der brillante Guide gestaltet die Tiersuche genauso intensiv und abwechslungsreich, wie es unseren Vorstellung entspricht. Wir sind überwältigt und sehen viele neue und schöne Tiere. Alle im richtigen Licht und still sitzend vorzufinden, um gute Aufnahmen zu bekommen, ist schwierig, aber letztlich sind wir mehr als zufrieden. Man benötigt nun mal viel Zeit. Aber die Zeit im Amazonasbecken ist teuer.

Leider finden einige die Unternehmung nicht so toll und jammern darüber, dass man früh raus muss, oder dass wir schon wieder nach Affen oder Vögeln suchen. Als fehl am Platz muss sich wohl am meisten die deutsche Ärztin aus der Schweiz fühlen. Sie beklagt sich ständig: »Ich mag nachts nicht im Dschungel laufen; ich hab Angst vor Spinnen, Schlangen und Kaimanen; hinten wird mir schlecht; ich möchte einmal am Tisch früh-

stücken; gibt es noch keinen Kaffee?; schon wieder früh aufstehen?« ... und so weiter. Wie wäre es denn beim nächsten Mal mit einem Pfannkuchenbacktreff mit der Nachbarin?

Islas Bellestas und Paracas Nationalpark

Von Cusco aus nehmen wir einen Nachtbus, um wieder an die Pazifikküste zu gelangen. Das Ziel ist Paracas. Wir haben uns diesmal einen richtigen Schlafbus gegönnt, haben aber vergessen, wie kurvenreich die Straßen in den Anden sind. Wir werden hin und her geschüttelt. An einen erholsamen Schlaf ist also nicht zu denken.

Der kleine Ort Paracas ist Ausgangspunkt für Touren in die Parks und liegt nur 10 Kilometer südlich von Pisco. Von hier, und nicht etwa aus Chile, stammt das Cocktailgetränk Pisco sour: »El Pisco es peruano.«

Das Reserva Nacional de Paracas Schutzgebiet ist eine wüstenähnliche Halbinsel, welche an den Rändern steil in den Pazifik abfällt. Der Park hat strenge Besucherregeln. Es dürfen nur so viele rein wie reinpassen und den Eintritt zahlen können. Mit einem Jeep können wir zu den besten Aussichtspunkten fahren und die Schönheit bewundern. Im Park lebt außerdem eine Kolonie von Chile-Flamingos. Da der Küstenabschnitt jedoch für Touristen gesperrt ist, können wir sie nur aus der Ferne beobachten.

Das Reserva Nacional Islas Ballestas umschließt mehrere kleine Felseninseln, sechs Kilometer von der Küste entfernt. Der eigentliche Grund für unsere Reise nach Paracas ist die Kolonie von Humboldt-Pinguinen, die auf den vorgelagerten Inseln leben soll. Ballestas bedeutet soviel wie »Torbögen«, denn die felsigen Inseln sind

durchsetzt von Überhängen, Brücken, Tunneln und Durchbrüchen. Auf den Inseln leben Millionen von Meeresvögeln, darunter Inka-Seeschwalben, Perutölpel, Kormorane und Pelikane. Und während diese die oberen Regionen der Inseln bevölkern, tummeln sich unten im Wasser und an den niedrigeren Felsen viele Ohrenrobber.

Die Kolonie der Pinguine ist nicht sehr groß, es sind etwa 35 Exemplare, doch wir kommen relativ nah heran und können sie gut bei ihrer tapsigen Kletterei beobachten. Die Landschaft und die Inseln sind atemberaubend und wild, zum Innehalten, Staunen und Genießen. Eine Woche bleiben wir hier in Paracas. Wir brauchen eine Pause und die Pazifikküste ist kein schlechter Ort dafür. Danach führen wir unsere Reise wie geplant fort, und die Route führt uns über Ica und Arequipa, nach Puno, am Titicacasee.

Hunde ma(h)l anders

Nicht erst hier in Peru fallen uns die vielen wilden Hunde auf. Schon in anderen Ländern mussten wir des Öfteren den teilweise aggressiv agierenden Hunden ausweichen. Wir hatten viele schlaflose Nächte, da die Köter nachts bellend durch die Straßen patrouillieren. Auch für Kinder sind sie nicht ungefährlich, denn wilde Hunde sind kaum einzuschätzen. Viele mögen es nicht wahr haben, doch in großen Teilen der Welt sind Hunde zur Plage geworden. Zentral- und Südamerika sind definitiv befallen. Woher kommt das? Es scheint, als würden sich die Menschen die Hunde zulegen, ohne jemals nur einen kleinen Gedanken über Sinn und Unsinn ihrer Anschaffung zu verschwenden. Vielleicht als Wachhund? Wache für was? Ein Räuber der ins Haus will haut den Hund einfach tot. Als Spielgefährten für die acht Kinder oder

einfach als treuen (oder treudofen) Gefährten? Man braucht einfach einen Hund. Als Welpen sind sie ja so süß. Deshalb werden sie überall zum Kauf angeboten. Natürlich kann man sich auch einen von der Straße mitnehmen. Doch sie werden älter und langweiliger und man setzt sie (wieder) auf die Straße. Hundeerziehung gibt es nicht und so machen die Köter was sie wollen. Und man lässt sie. Der Hund ist sozusagen die heilige Kuh. Doch jetzt mal ernsthaft. Es gibt viel Armut und damit einhergehend viel Hunger. Chinesen essen doch hier und da Hund. Er scheint also genießbar. Wo genau ist also das Problem? Man löst mehrere Probleme auf einmal. Der Engländer würde sagen: »kill two birds with one stone«. Erstens: Der Hungerleidende bekommt Essen. Gut, man muss ihn zubereiten und es ist etwas mehr Arbeit als sich pollo asado am Straßengrill raus zu lassen. Ein Hund ist so süß? Meerschweinchen sind auch süß, trotzdem zieht man ihnen das Fell ab, rammt ihnen Stöcke in den Arsch und hängt sie übers Feuer. Es geht also. Zweitens: Ist man dann satt, macht man fröhlich einen Spaziergang ohne Angst haben zu müssen, angebellt, angeknurrt oder in die Wade gebissen zu werden. Man kann gen Himmel schauend und gedankenverloren Lustwandeln ohne stets in Hundescheiße zu treten, und anschließend kann man sich aufs Ohr hauen und sogar noch ruhig schlafen, denn das Gebell zu jeder Tages-, jedoch vornehmlich zur Nachtzeit, hat aufgehört. Sorry, aber ich sehe nur Vorteile. Hunde gegen den Hunger der Welt!

Titicaca, Altiplano

Mit über 8.200 km² ist der Titicaca Südamerikas größter See. Peru und Bolivien teilen sich seine Fläche, und die Grenze verläuft quer durch den See. Hier, auf 3.800 Metern, besteht die Bevölkerung größtenteils aus den Quechua und den Aymara. Abgeleitet sind die Bezeichnungen

gen der Indiostämme von ihren Sprachen, wobei Spanisch ebenfalls von jedem gesprochen wird.

Bekannt ist der See unter anderem wegen den schwimmenden Inseln der Uros, einem kleinen Indiostamm, der schon seit jeher auf selbstgebauten Schilfinseeln auf dem See wohnt. Stella nimmt an einer der angebotenen Touren teil, kommt jedoch etwas enttäuscht zurück, da sie die erhofften Strickenden Männer, für die die Uros bekannt sind, leider nicht gesehen hat. Ich habe derweil wilde Meerschweinchen am Ufer des Sees beobachtet.

Das Altiplano erstreckt sich vom Norden Chiles und Argentiniens über Bolivien bis nach Peru. Die Hochebene ist zwischen 3500 und 5300 Metern hoch und die Fauna ist relativ übersichtlich. Mit etwas Glück kann man Lamas und Alpakas (meist nicht wild), Guanakos und Vicuñas (wild), drei Arten von Flamingos, Condore, Andengänse, Nandus, Viscachas, Füchse und Meerschweinchen entdecken.



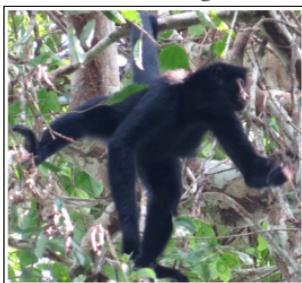
Weisser Kaiman und Hoatzin



Manu Road, Ausblick auf den Alto Madre de Dios, Jungferntrogon ♀



Junge Baumboa, Braunrückentamarin,
Schwarzgesicht-Klammeraffe und Roter Brüllaffe

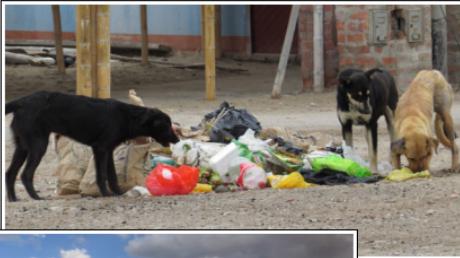




Sittiche an einer Lehmlecke und Rotbugara in der Abendsonne



Playa Roja (Paracas NP) und Humboldt-Pinguine (Islas Ballestas)



Puno am Titicacasee, Uros und Touris teilen sich ein Schilfboot

Husch husch durch Bolivien



Als wir 2007 Chile, Bolivien und Argentinien bereisten, konnten wir nicht nur sämtliche Tiere des Altiplano beobachten. Der Norden Boliviens gehört zum Amazonasbecken, und wir haben damals ebenfalls den Dschungel des Landes erkundet. Aus diesem Grund wird Bolivien auf dieser Reise nur eine vergleichsweise kurze Durchgangsstation sein.

Vom peruanischen Puno nehmen wir den Bus über die Grenze nach La Paz. Im Ballungsraum leben etwa zwei Millionen der insgesamt 10,8 Millionen Bolivianer. Sie ist damit zwar die größte Stadt des Landes, und der Regierungssitz befindet sich ebenfalls hier, doch die Hauptstadt ist Sucre.

Nur eine Nacht verbringen wir in dem hektischen Talkessel, in dem sich La Paz, umgeben von teilweise schneebedeckten Fünftausendern, befindet und ziehen weiter nach Cochabamba. Die Provinzhauptstadt im Zentrum Boliviens hat 700.000 Einwohner, liegt auf 2500 Meter, hat ein ganzjährig mildes Klima und angenehme Luft. Wir sind froh, die Anden hinter uns gelassen zu haben, denn der Sauerstoffmangel aufgrund der Höhe, vermindert die Denkfähigkeit. So können wir nun, klaren Kopfes, weitere Unternehmungen planen.

Cochabamba gefällt uns gut. Hier merkt man nicht, dass Bolivien das ärmste Land Südamerikas sein soll. Es gibt nette Hostels, Hotels, kleine Cafés und Restaurants mit gutem Essen. Die Leute sind irgendwie netter als in La Paz. Das muss an der Luft liegen. Kanarienfüglersittiche und Rotmaskensittiche treffen sich abends immer am Plaza Colon, einem der vielen kleinen Parks im Zentrum. Die Laguna Alalay liegt am Stadtrand, und hier kann man zudem viele Wasservögel beobachten. Die erhofften Ibis sind allerdings nicht aufzufinden. Sie sind gerade unterwegs, da der See nur wenig Wasser hat.

Der kleine Ort Villa Tunari liegt auf dem Weg von Cochabamba nach Santa Cruz. Eigentlich, so war der Gedanke, sollte es keine Probleme geben, die Route von hier aus wieder aufzunehmen. Doch da haben wir falsch gedacht, und das Weiterkommen wird zu einer

kleinen Odyssee. Ein einziger Bus fährt von Villa Tunari Richtung Osten nach Santa Cruz. Eine Klapperkiste, welche abends um acht los fährt und nachts um drei ankommt. Weil uns das unsinnig erscheint, sträuben wir uns dagegen und wollen einen richtigen Bus anhalten. Doch leider sind sämtliche Busse bereits voll besetzt oder halten erst gar nicht an.

Das schmerzliche Ende vom Lied: Fünf Stunden in der Sonne stehen um einen Bus abzufangen, danach weitere sechs Stunden auf den »Halb-Nachtbus« warten, und dann noch eine siebenstündige Fahrt voller neuer Erfahrungen. Erfahrungen darüber, welche Stellen am Körper schmerzen können. Es ist eines dieser Beispiele, bei dem einem ein Ereignis bevorsteht, von dem man weiß, dass es schrecklich wird, aber man kann einfach nichts dagegen tun, um ihm zu entkommen. Erduldung! Die Beine sind schon nach zwei Stunden taub, weil die Sitze zu kurz sind und so viel Polsterung wie ein Brett haben. Und das eigene, einst so knackige Sitzfleisch, windet sich nur noch ergebend von links nach rechts, kann jedoch der Pein keine Gegenwehr mehr leisten. Im Busterminal am Zielort warten wir dann weitere drei Stunden auf den Tagesanbruch, um sicher durch die Stadt und zum Hotel zu gelangen. Wer glaubt Reisen ist Urlaub, der darf gerne mal eine Woche in Bolivien Busse testen. Santa Cruz de la Sierra, so der volle Name der Stadt, ist ebenfalls nur eine kurze Station, da wir von hier aus den Bus nach Brasilien nehmen wollen.

Chinaböller

Im »Deutsche Welle TV« im Hotel erfahren wir eine erfreuliche Nachricht für alle, die gerne Zug fahren. Nette chinesische Wirtschaftsbosse haben nämlich einen neuen Plan er-

dacht, um unsere Erde noch ein wenig schöner zu gestalten. Eine Trans-Ozeanische Eisenbahnlinie. Yippie!!! Nein, nicht in ihrem Land oder in Eurasien. Sie haben sich dafür Südamerika ausgesucht. An dieser Stelle bitte ich um tosenden Applaus, denn sie wollen damit die südamerikanische Wirtschaft ankurbeln. Danke China! Selbstverständlich geschieht das in der den Chinesen so uneigennützigem Art und nur zum Wohle der armen Südamerikaner. Diese sollen schließlich im internationalen Wirtschaftsvergleich aufholen. Mit Sorgfalt ersonnen, haben sie sich dafür Brasilien und Peru als Partner an Bord geholt. Ja China, das Land, welches mitverantwortlich ist dafür, dass jährlich 100 Mio. Haie, tausende Wale und viele andere Meereslebewesen, sowie Elefanten, Nashörner (Elfenbein) und wer weiß noch wie viele andere Lebewesen getötet werden. Oft geschieht dies zum Zwecke der Traditionellen Chinesischen Medizin. Das Chinesische Meer und Teile des Indopazifiks haben sie, zusammen mit den Japanern, schon zur Genüge ausgebeutet. Und in ihrem großen Land wächst, aufgrund des Raubbaus zur Gewinnung seltener Erden (den Südwesten ausgenommen), wohl auch kein Grashalm mehr. Vom CO2 Ausstoß ganz zu schweigen. Nicht erst seit Kurzem expandieren sie ihren alles verschlingenden Lebenswandel weltweit. In Kanada beteiligen sie sich nicht unerheblich an der schädlichen Ölgewinnung aus Ölsand (»fracking«). In Afrika graben sie den Einheimischen das Wasser ab, und so weiter und so fort. Nach der großartigen Idee, sich mit ihren Chinaböllern quer durch Nicaragua zu sprengen um einen neuen, größeren Schiffskanal zu bauen, werden jetzt wohl die neusten chinesischen Export-Riesenbagger getestet. Wer sich in Erdkunde etwas auskennt fragt sich jetzt: »Moment mal, Brasilien und Peru? Da war doch was? Da befindet sich doch der Amazonas, das wichtigste Ökosystem der Welt?« Korrekt. Aber, was tut man

nicht alles für die Wirtschaft Südamerikas. Wenn sie dann irgendwann die Weltherrschaft an sich gerissen haben und alles Geld der Welt in ihrer Betonwüste angehäuft haben, können sie ja einen Sud daraus kochen und sich diesen dann, quasi als »Neue Traditionelle Medizin«, direkt ins Hirn spritzen. Größenwahn? Den können wir doch auch! Wir lassen, natürlich in China, billig T-Shirts mit dem Aufdruck »Größenwahn ist doof« produzieren, verkaufen diese dann im Rest der Welt, und vom Erlös kaufen wir Amazonien. Es wäre nicht so schlecht, wenn sich unser Planet ein wenig selbst helfen könnte. Wie wäre es mit ein paar gezielten Erdbeben der Stärke 13 unter den Füßen einiger großköpfigen Wirtschaftsleuten, die denken die Erde sei zur Bereicherung einiger »Auserwählter« entstanden.

Brasilien Teil I: Unfassbares Pantanal



Pantanal

In 15 Stunden bringt uns ein Nachtbus von Santa Cruz, über die große Ebene (Llanos) im östlichen Bolivien, bis an die Grenze Brasiliens und somit an den Rand des Pantanal. In Puerto Quijarro nehmen wir ein Taxi zum Grenzübergang, und eine Dreiviertelstunde später warten wir im Busbahnhof von Corumba in Brasilien auf unsere Weiterfahrt. Der Bus bringt uns weitere 150 Kilometer ins Pantanal hinein, wo wir, von dem Rastplatz Buraco das Piranhas, von einem Kleinlaster zur gebuch-

ten Lodge gebracht werden.

Für Trips ins Pantanal gibt es zahllose Möglichkeiten und mehrere Ausgangspunkte. Die beiden wichtigsten sind Cuiba im Norden und Campo Grande im Süden. Aber auch von einigen der vielen kleineren Orte, wie zum Beispiel Miranda, können Touren gestartet werden. Wer das Pantanal im Rahmen einer längeren Reise besucht und eventuell auf sein Budget achten muss, ist gut beraten, sich die Angebote sehr gut anzusehen und zu vergleichen. Günstig wird es so oder so nicht. Wenn man aber bedenkt, dass es auch Trips gibt, bei denen man täglich bis zu 1.000 \$ loswerden kann, lohnt es sich, etwas Zeit in die Planung zu investieren.

Mit 230.000 km² ist das Pantanal einer der größten und üppigsten Feuchtbiootope der Erde. Bolivien, Paraguay und Brasilien teilen sich dieses Gebiet, wobei der weitaus größte Teil in Brasilien liegt. Auf dem Papier mag das Land zum Großteil in private Faziendas aufgeteilt sein, doch dieses Gefühl bekommt man beim Anblick der wilden, grünen Ebenen, wo es kaum Zäune gibt, und die bei Weitem noch nicht gänzlich erschlossen sind, mitnichten. Im Pantanal gibt es nur zwei Jahreszeiten: Die Regenzeit, von November bis April, und die Trockenzeit, in den restlichen Monaten.

In der Regenzeit verwandelt der Rio Voador, ein mit viel Regen gefülltes Wolkenband, welches vom weiter nördlich liegenden Amazonasgebiet gesteuert wird, die Flächen in eine fast undurchdringliche Sumpflandschaft. Das Gebiet kann dann nur mit Pferden oder Kanus erkundet werden. Allerdings hat das bezüglich der Tierbeobachtung auch Vorteile. Kleine Anhebungen oder Hügel werden zu Inseln, auf denen sich notgedrungen viele Tiere einfinden. Das Pantanal hat welt-

weit die größte Raubtierdichte, was jedoch an den Millionen von Krokodilen und Kaimanen liegt, welche hier überall in den Teichen lauern. Auch der Tier- bzw. Vogelreichtum ist einzigartig und wir freuen uns, das Pantanal mit auf den Plan genommen zu haben.

Gleich beim Eintreffen in der Lodge sehen wir eine Horde Capybaras, die fleischiges Gras von den Rändern kleiner Seerosenteiche knabbern. Hier werden die Tiere nicht gejagt, sind deshalb auch nicht scheu und durchaus tagaktiv. Mit über einem Meter Länge und einer Schulterhöhe von ca. 60 Zentimetern, ist das Capybara das größte lebende Nagetier. Bis auf eine kleinere Unterart in Panama, kommt es ausschließlich in den Sumpfgebieten Südamerikas vor. Sein borstiges Fell ist hellbraun, und es sieht in etwa so aus wie ein aufgeblasenes Meerschweinchen, mit dem es auch entfernt verwandt ist. In dem Teich, an dessen Rand sie grasen, wächst die größte Blume der Welt, die Amazonas-Riesenseerose (*victoria amazonica*). Die Blüte ist in der Regel weiß, und ihre kreisrunden Blätter können einen Durchmesser von drei Metern erreichen. Da die stabilen Blätter eben auf dem Wasser schwimmen, und die Oberflächenspannung optimal nutzen, tragen sie sogar das Gewicht größerer Vögel. Fette Capybaras würden hingegen untergehen.

Wir unternehmen tolle Touren mit unserem kundigen Guide und finden Brasilianische Brüllaffen, jede Menge Capybaras, Kaimane und Krokodile, und unzählige Vögel, wie Emus (Brasiliens größte Landvögel), Jaribus (Brasiliens größte Flugvögel), Tukane, Papageien, Sittiche und Wasservögel. Und dann, meine Äuglein beginnen zu tränen, Hyazintharas. Die kobaldblauen Papageien, mit ihren auffallend gelben Augen- und Schna-

belpartien, kommen nur hier und in noch geringerer Zahl in Paraguay und Bolivien vor. Die Aras gehören zu den seltensten Vögeln der Welt, und wir haben nicht erwartet welche zu Gesicht zu bekommen. Sie werden bis zu einem Meter groß und sind, wie viele Papageienarten, monogam. Gleich sieben Tiere sitzen in einem Baum unweit der Farm, von der wir zu unserer Tour gestartet sind. Zu unserem Glück, sind die Tiere nicht allzu scheu. Da sie mittlerweile unter strengem Schutz stehen, werden sie, zumindest vor Ort, nicht bejagt.

Jaguar(tor)tour

Am Abend unternehmen wir noch eine nächtliche Kanutour auf dem Rio Miranda. Wir wollen erneut die geringe Chance auf eine Jaguarsichtung wahrnehmen. Leider verneinte die Lodge zunächst unsere Anfrage auf die Tour, die wir zusammen mit zwei netten jungen Engländern vorgebracht hatten. Wir insistierten, denn schließlich war die Tour als Programmpunkt aufgeführt, doch es hilft nichts. Wir telefonieren also mit dem Touranbieter, der dann nach einigen weiteren hitzigen Telefonaten und Gesprächen, letztlich eine Zusage erzwingt. Schließlich finden wir uns in der Abenddämmerung am Bootssteg ein und stellen fest, dass unser Guide leider nicht dabei ist. Stattdessen soll das ein anderer Mitarbeiter der Lodge übernehmen. Wir bemerken zudem, dass außer uns Vieren noch einige andere Wildtierbeobachter mit auf die Tour gehen. Unsere elfköpfige Gruppe vervollständigt letztlich noch eine brasilianische Familie mit zwei Kindern. Den Vater, er war zwei Meter groß und nur geringfügig schmaler, bezeichne ich einfachheitshalber als »Quader«. Denn dieser sollte noch eine gewisse Rolle spielen.

Wir schippern also los und unser Möchtegern-Guide schnattert, zusammen mit der brasilianischen Familie, vor sich hin. Plötzlich erspähen wir ihn. Den Jaguar. Stille Aufregung macht sich breit, Fotografen und Filmer bringen sich in Position, wir halten das ruhig atmende und völlig entspannt daliegende Tier im Scheinwerferlicht gefangen und wollen gerade loslegen, als der Bootsmotor aufheult und wir flussabwärts zurück in Richtung Lodge schießen. Weg vom Jaguar? Warum? Fragende Blicke tauschen sich unter den Tierbegeisterten und dem »Guide« aus, doch leider spricht er weder spanisch noch englisch, und wir erfahren nicht was los ist. Zurück an der Lodge gesellt sich der andere Guide dazu und übersetzt was sich zugetragen hat. Der bescheuerte Quader hat uns die Tour vermässelt. Doch wie kam das denn zustande? Familienvater Quader hat dem idiotischen Guide seine Bedenken geäußert, er hätte Angst um seine Kinder gehabt. Und deshalb der abrupte Abbruch unserer Tour? Ich rekapituliere seinen Gedankengang. Die tiefenentspannte Mietzekatze springt also aus dem Liegen heraus, acht Meter weit über das Wasser, ins Boot hinein und verschlingt dann des Quaders Brut mit Haut und Haar.

Die offenstehenden Münder des Rests der Gruppe haben sich nach der Geschichte noch weiter geöffnet, und wir lassen unserer Empörung freien Lauf. Ein Kanadier geht sogar soweit, dass er schlagartig das Camp verlässt und sein Geld zurück verlangt. Vermutlich bin ich nicht der Einzige, der sich jetzt wünscht portugiesisch zu sprechen, denn ich könnte dem Quader meine unfreundliche Meinung über seinen Geisteszustand geigen. Ich finde nur schwer in den Schlaf und in einer unruhigen Nacht gehen mir viele Fragen durch den Kopf.

Woher kam denn die Familie auf einmal? Was machen die Kinder abends um zehn auf diesem Boot? Was kann Inzucht im Gehirn bewirken? Wieso dürfen sich Vollpfosten fortpflanzen? ... Es gibt noch so viele offene Fragen bezüglich dieser Geschichte, doch auf manche menschliche Reaktion findet man einfach keine Antwort. Dass uns die einmalige Chance, einen Jaguar zu beobachten, durch den Hirnfurz dieses mutierten Einzellers genommen wurde, hinterlässt nur blanke Wut und keinerlei Verständnis.

Dass wir einen Jaguar gesehen haben ist zugegeben einfach genial. Doch die Art und Weise wie dies stattgefunden hat, erzeugt extrem gemischte Gefühle. Wir hätten die Gelegenheit noch viel ausgiebiger nutzen können, und einzigartige Aufnahmen wären möglich gewesen.

Der Jaguar

Die Großkatze gilt als das Juwel unter Tierbeobachter in Lateinamerika. Mit durchschnittlich 1,5 Meter Körperlänge (ohne Schwanz) und bis zu 100 Kilogramm Gewicht, ist er die größte Raubkatze der amerikanischen Landmasse. Er ist größtenteils nachtaktiv, und seine Katzenaugen machen ihn zu einem der erfolgreichsten Nachtjäger. Da er lediglich gebietsweise in dichten Regenwäldern zwischen dem südlichen Mexiko und dem nördlichen Argentinien vorkommt, wo er bis zu 100 km² als Jagdrevier beansprucht, sind Sichtungen äußerst selten. Seine charakteristische, Leoparden-ähnliche Zeichnung hilft ihm zudem zu einer effektiven Tarnung. Die Grundfarbe des Fells ist rot-braun. Die schwarzen Rosetten sind im Vergleich zum Leopard etwas größer ausgeprägt. Vor allem im Rückenbereich,

sind die schwarzen Kränze im Inneren noch mit einem Punkt versehen. Nachdem wir uns schon im Corcovado (Costa Rica) und im Manu Nationalpark (Peru) vergeblich nach dem Tier umgesehen haben, wollten wir die Suche schon fast aufgeben und haben nicht mehr mit ihm gerechnet. Vielleicht war das der Trick.

Jaguartouren werden überall angeboten und teilweise werden dafür 500 \$ pro Tag verlangt. Doch nur wenige Unternehmungen führen auch letztlich zum Erfolg. Will man sich auf die Suche begeben, ist es also wichtig genau zu überlegen, worin man sein Geld investiert.

Bonito

230 km weiter südlich im Pantanal, befindet sich das Örtchen Bonito (übersetzt: schön). Da wir in der Lodge kein Glück mit Großen Ameisenbären hatten, gab uns der nette Guide noch einen Tipp mit auf den Weg. Wir sollen doch die Felder östlich von Bonito inspizieren, mit etwas Glück könnten wir dort fündig werden. Bonito gilt als die schönste Stadt Brasiliens. Und durch die Lage und die zahlreichen Freizeitangebote, ist der Ort vor allem für Brasilianer ein vielbesuchtes Reiseziel. Viele Wassersportaktivitäten können hier in den umliegenden, kristallklaren Gewässern unternommen werden. Es gibt Seen und Flüsse, und die meisten werden von den hiesigen Frischwasserquellen gespeist. Wir entscheiden uns für eine Schnorcheltour im Rio Prata und nehmen uns ein Taxi, so dass wir auf der Suche nach dem Großen Ameisenbären gegebenenfalls anhalten können. Das Schnorcheln ist bezaubernd. Wir bekommen Neoprenanzüge und Masken und können uns über zwei Stunden lang, im glasklaren und fischreichen Fluss, durch einen schönen Wald treiben lassen. Auf der

Rückfahrt wollen wir die Hoffnung fast schon aufgeben, als sich, wenige Kilometer von Bonito entfernt, unweit der Straße, die markante Silhouette eines Großen Ameisenbären abzeichnet. Der Taxifahrer erschrickt leicht, als ich ihn auffordere zu bremsen. Die Tiere sind Einzelgänger, die sich, wie der Name vermuten lässt, von Ameisen und Termiten ernähren. Sie kommen in den Savannen Zentral- und Südamerikas vor. Hier im Pantanal hat man gute Chancen sie anzutreffen, da die Graslandschaft mit bis zu zwei Meter hohen Termitenhügeln bespickt ist. Von der langen Nasenspitze bis zum buschigen Schwanzende kann der Ameisenbär leicht über zwei Meter Länge erreichen. Mit seinen ausgeprägten Krallen kann er die Kruste der Lehmhügel aufbrechen, um dann, mit seiner langen, klebrigen Zunge, an seine Nahrung gelangen.

Außer dem einen Tier, welches gemütlich nur etwa 20 Meter von der Straße entfernt vor sich hin tragt, sehen wir in einiger Entfernung noch zwei weitere Tiere. Die Sichtung unseres Großen-Glücks-Ameisenbären rundet den gelungenen Tag mehr als angemessen ab, und auch der Taxifahrer hat Freude an der seltenen Sichtung. Das Pantanal war gut zu uns.



Caypabara und Brillenkaiman, Pantanal



Hyazintharas und Weißflügelsittiche



Unser unbefriedigendes Jaguarfoto, Riesentukan (Mutter, Kind)



Rio Prata und Riesenarmadillo, Bonito, Pantanal

Rote Erde, Tropenschauer, Paraguay



Das brasilianische Ponta Pora und das paraguayische Pedro Juan Caballero bilden im Grunde eine Stadt. Hier gibt es keinen offensichtlichen Grenzübergang, und die Bewohner können sich frei innerhalb der Stadtzone bewegen. Es kostet uns einige Mühe, die Passkontrollstellen zu finden, um unsere Stempel für die Weiterreise zu erhalten. Nach einem zweistündigen Mehraufwand haben wir beide Orte ausfindig gemacht und sitzen mit

gestempelten Pässen im Bus nach Santa Rosa del Aguaray. Wir wollen zur Laguna Blanca, einem kleinen, von fremden Touristen selten besuchten Naherholungsziel. Der kleine See soll sehr klar und von weißem Sand umgeben sein. Er gilt als guter Ort für die Vogelbeobachtung. Leider regnet es drei Tage lang, so dass sich keine Busse auf die unbefestigte schmierige Piste wagen. Was wir schon im südlichen Pantanal beobachtet haben, zieht sich hier fort. Die Erde ist rot und lehmig. Das sonderbare Erdgemisch setzt sich in jede Ritze, klebt an allem was eine Oberfläche hat, und ist schwer wieder wegzubekommen. Wenn es regnet gibt es für Autos auf vielen Strecken kein Durchkommen mehr.

Fleischiges Lateinamerika

In Paraguay folgt alles dem »Latino Way of Life«. Vieles dreht sich also um den Erwerb der nächsten Fleischmahlzeit. Das gestaltet sich einfach, da Fleisch überall an den Grills am Straßenrand angeboten wird. Da wir kein Fleisch essen wollen, haben wir mit diesem Umstand einige Male Probleme auf der Reise. In Zentralamerika konnten wir uns mit Reis und Bohnen begnügen, in Südamerika zur Abwechslung des Öfteren mit Reis und Linsen. Nur in einigen Städten gab es auch mal etwas anderes, wie Pommes Frites oder Empanadas. Ansonsten scheint die Diät der Latinos vieler Orts aus Hühnchen zu bestehen, und zwar ausschließlich. Man fragt sich zwangsläufig, woher die ganzen Hühner kommen, die den Heißhunger der Latinos auf das Federvieh stillen. Allein in Peru leben über 30 Millionen Menschen. Wenn also täglich jeder nur ein Huhn isst, was niedrig gegriffen ist, da Hühnchen zu allen drei

Mahlzeiten den Hauptbestandteil bildet und für einen Teller Hähnchenschlegel ja gleich mehrere Tiere benötigt werden, müsste das Land voll sein von Hühnerfarmen. Gesehen haben wir keine, aber irgendwo müssen sie sein, bestimmt.

Brasilien hat eine große Auswahl an allen möglichen Leckereien wie Nudeln, Reis- und Kartoffelgerichten, jede Menge Gemüse und Salaten, doch hier in Paraguay stoßen wir offensichtlich an eine kulinarische Grenze. Außer Fleisch, in allen gegrillten Varianten, finden wir nichts zu Essen. Nach langem Hin- und Hergerenne, und nachdem wir die Einheimischen mit Fragen gelöchert haben, können wir schließlich einen Supermarkt ausfindig machen. Die eineinhalb Kilometer Fußmarsch nehmen wir gerne in Kauf, um ein wenig Trockengebäck und Tomaten zu bekommen. Daran nuckeln wir dann drei Tage lang und können von einer warmen, bauchfüllenden Mahlzeit nur träumen.

Durch's Land der roten Erde

Der Guarani ist die Währung in Paraguay (1€ = 6.000PAG). Als der Automat beim ersten Mal Geld abheben über eine Million ausspuckt, wird uns kurz warm, weil wir uns nicht sicher sind ob das stimmt.

2,4 Mio. der 6,5 Mio. Paraguayer leben in der Hauptstadt Asuncion. Mit ca. 406.000 km² ist Paraguay so groß wie Deutschland und die Schweiz zusammen. Sprachen sind Spanisch, meist in der Stadt, und Guarani, meist in den ländlichen Gegenden. In kleinen Teilen wird auch Deutsch gesprochen, denn es gibt einige Orte, an denen deutsche Auswanderer Siedlungen gegründet haben. Der gesamte Norden des Landes gehört zum Gran Chaco Gebiet. Eine riesige und nahezu unbewohnte Savan-

nen-Sumpf-Landschaft, welche im Nordosten ins Pantanal übergeht. Vielleicht befinden sich hier die Hühnerfarmen? Wir werden es nicht erfahren. Das Gebiet ist eigentlich der beste Ort für Tiere und vergleichbar mit dem Pantanal, doch da waren wir ja schon ausgesprochen erfolgreich und lassen das Chaco deshalb aus. Der gesamte Süden des Landes ist in private Estancias (Farmen) aufgeteilt, überwiegend zum Sojaanbau für Viehfutter. Paraguay ist neben Bolivien das zweite Binnenland Südamerikas und gilt als zweitärmster Staat. Es war das erste unabhängige Land Südamerikas und gilt als ausgesprochen sicher. Die Leute sind hier überwiegend freundlich. Auf der Weltkarte eingeklemmt zwischen Brasilien und Argentinien, führt das Land eher ein Schattendasein. Es ist reisetechisch eine Herausforderung, weil es touristisch unerschlossen ist. Dem Naturschutz wird hier zudem nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

Mit einem Holzklasse Bus gelangen wir zu einer netten Durchgangsstation in Coronel Oviedo. Walter heißt der Deutsche, der zusammen mit seiner Frau ein Zimmer für Reisende anbietet und der gerne an Autos bastelt, am liebsten an seinem Citroen 2cv (Ente). Er erzählt uns viel von seinen »Enten«-Trips durch Südamerika, und wir verbringen eine gute Zeit zusammen

Ein weiterer grauenhafter »Bimmel-Bammelkomm-ich-heut-nicht-komm-ich-morgen«-Bus bringt uns letztlich nach Encarnacion, an der Grenze zu Argentinien.

San Rafael Nationalpark

Hundert Kilometer nördlich von Encarnacion, befindet sich der San Rafael Nationalpark, wo es, neben dem

Gran Chaco Gebiet, die besten Chancen auf Wildtier-sichtungen gibt. Ein engagiertes Paar aus der Schweiz hat hier den Verein Pro Cordillera San Rafael (Procosa-ra) gegründet, um den einzig verbliebenen Flecken At-lantischen Regenwaldes in Paraguay zu schützen. Ein gefährliches Unterfangen so stellte sich heraus, denn es wurde schon auf sie geschossen. Da das Holz des Waldes sehr begehrt ist, scheuen die illegalen Holzfäller auch vor Übergriffen nicht zurück. Nur noch sieben Prozent des Urwaldes sind übrig, der einst ganz Südost-paraguay, Südbrasilien und Nordargentinien bedeckte. Der Rest des Waldes und dessen Tiere sind der Abhol-zung zum Opfer gefallen. Wir suchen uns genau die drei Tage für den Besuch aus, an denen es regnet wie seit zehn Jahren nicht mehr. Und so bleiben die Tiere Paraguays für uns leider im Verborgenen. Das ist aller-dings nicht so schlimm, da es hier keine speziellen Tiere gibt und nicht einen einzigen endemischen Vogel. Wir vertreiben uns die Zeit mit Plaudereien.

An einem Abend können wir bei einem kleinen Spa-ziergang zumindest eine der 400 vorkommenden Vogel-arten entdecken, die gut getarnten und seltenen Nacht-schwalben. In unserem Fall handelte es sich vermutlich um eine Falken-Nachtschwalbe. Es gibt an die 100 Ar-ten. Doch da sie sich alle sehr ähneln, ist es schwierig, sie genau zu identifizieren. Dazu kommt, dass sie sich ausschließlich in der späten Dämmerung oder in der Nacht aus ihrem Versteck trauen und es grundsätzlich wenig Informationen über sie gibt. Durch ihr braun, grau und schwarz geschecktes Gefieder, besitzen sie au-ßerdem eine sehr gute Tarnung, was Sichtungen zudem erschwert.



Diät im Land der roten Erde



Breitflügelbussard und Falken-Nachtschwalbe



Unerwartetes in Argentinien



Der »Hier-kriegst-Du-Alles-außer-Schlaf«-Bus ist offen-

sichtlich unsere Wahl für die 15 stündige Fahrt von Encarnacion über die Grenze nach Posada und in die argentinische Hauptstadt Buenos Aires. Drei Millionen Menschen wohnen in der multikulturellen Stadt des Tango, Fußballs, Steaks und guten Weins. 58 Kg Fleisch, vornehmlich Steak, verdrückt ein glücklicher Argentinier im jährlichen Durchschnitt. Zur Zeit unserer Reise ist Argentinien wegen der andauernden Inflation ein teures Pflaster. Es gibt nach wie vor auch viel Armut, und an den Preisen haben nun selbst die gut situierten stark zu knabbern. Das große Land hat viel an Natur zu bieten. Die Anden, Patagonien, die Pampa und der subtropische Norden, mit seinen Sümpfen und Regenwäldern, ziehen viele Naturliebhaber an. Wir freuen uns auf Buenos Aires und steigen in froher Erwartung aus dem Bus.

Omnibusbahnhof Retiro

Wo ist unser Rucksack? Wir blicken ungläubig auf die blaue, eiserne Sitzbank, auf der ich kurz zuvor unseren Tagesrucksack gelegt hatte. Wir starren uns gegenseitig an und dann erneut, mit steigender Verwirrtheit, zurück auf die Bank. Zwei Sekunden und zweihundert Gedanken später, begreifen wir was geschehen ist: Wir wurden bestohlen. Mir wird heiß, binnen Bruchteilen von Sekunden fange ich an zu schwitzen und mein Herz hämmert von innen gegen die Brust. Ein Passant kommt auf uns zu und zeigt in Richtung Busbahnhof mit den Worten: »euer Rucksack ist in diese Richtung.« Ich gebe, nein werfe, das Smartphone in Stellas Hände und renne los. Ich springe über die Sitzbank, sprinte über die Straße, durch, oder besser gesagt, über zwei eng parkende Taxis hinweg, und hinein in den riesigen Omnibusbahnhof. Es geht nur nach rechts, eine große, beto-

nierte Fußgängerrampe empor. Ich renne nach oben, die breite Halle ist voll von Menschen, doch nirgendwo eine Spur unseres hellblauen Rucksacks. Es hat uns erwischt!

Ich resigniere. Hier finde ich den Dieb niemals. Ich starre umher, nach vorne, zurück, nach unten, nach rechts und schließlich nach links ... Dort steht nur ein großer, blecherner Mülleimer. Oder doch nicht? Ich platze fast vor Ungläubigkeit und Glück, als ich bei genauerem Hinsehen den Rucksack dahinter stehen sehe. Ja! Da steht er. Unschuldig, als hätte ihn jemand nur kurz abgestellt, um im Smartphone nach Busverbindungen zu schauen. Ich schnappe ihn mir und laufe stolz und mit zitternden Knien, die Rampe hinunter. Dort steht Stella, ebenfalls etwas wackelig auf den Beinen. Sie hat unsere beiden großen Rucksäcke auf die Schultern gepackt und ist mir nachgerannt. Rennen, mit über dreißig Kilo auf dem Rücken? Es stimmt wohl, Adrenalin erzeugt ungeahnte Kräfte. Wir öffnen gemeinsam unseren wiedererlangten Rucksack und stellen hocheufreut fest, dass der Dieb wohl keine Zeit hatte, um sich um die Beute zu kümmern. Er hatte vermutlich durch die Glasfassade beobachtet, wie ich ihn verfolgte und deshalb entschieden, das Diebesgut an einer unauffälligen Stelle zu hinterlegen, um es später, wenn die Luft wieder rein ist, einzusacken. Alles ist noch da, das Stativ, die Fotokamera, der Camcorder, ein paar Klamotten und unser Essen. Doch uns ist nun nicht nach essen zumute. Wir wollen nur schleunigst weg vom unüberschaubaren Retiro und in unser Hotelzimmer.

Buenos Aires

Unser Hotel ist in San Telmo. Das alte Viertel in der In-

nenstadt ist auch das Zentrum des Tango. Der erotische argentinische Volkstanz, welcher ursprünglich von den Ufern des Rio de la Plata stammt, hat sich Ende des 19. Jahrhunderts letztlich in San Telmo etabliert. Hier wird er gerne in den engen Gassen zelebriert und unter den staunenden Augen vieler Touristen von wahren Könnern vorgetanzt. Abends füllen sich die Melongas, und jeder, der den Tanz erlernen möchte, hat dazu hier die beste Gelegenheit.

Nachdem wir alles sicher im Zimmer verstaut haben gehen wir los, und leisten uns ein acht Dollar Bier in einer der zahlreichen kleinen Straßencafés. Wir reflektieren. Was ist uns da passiert? Uns, wo wir doch seit über acht Monaten durch mittlerweile zehn Lateinamerikanische Länder gereist sind, wovon einige als weitaus gefährlicher einzustufen sind und uns sehr wohl bewusst ist, wie man auf sich und sein Zeug am besten achtet. Uns, die wir stets unser Hab und Gut im Auge haben und unsere Wertsachen am Körper tragen. Die vorangegangenen 25 Stunden Busfahrt zählen ehrlicherweise nur sehr geringfügig als Argument. Wir waren zwar buchstäblich gerädert, aber trotzdem klaren Kopfes. Und der Fakt, dass wir uns sicher gefühlt haben, ist im Nachhinein betrachtet doch sehr blauäugig und wohl der größte Fehler gewesen.

Wir mögen Buenos Aires. Im Juni 2007 haben wir die Stadt schon einmal im Rahmen einer Weltreise besucht. Wir kennen uns ein wenig aus. Uns behagt das Flair. Es gibt gutes Essen, welches größtenteils die Italiener mitbrachten, als sie in mehreren Einwanderungswellen Mitte des 19. Jahrhunderts nach Argentinien kamen. Und der Naturpark am Hafen am Rio de la Plata, in dem es viele Wasservögel und andere Vögel zu beob-

achten gibt, ist ebenfalls immer einen Besuch wert. Buenos Aires ist schön, doch sicherer ist die Stadt wohl nicht geworden und vermutlich auch nie gewesen. Ich muss zugeben: Wir haben uns schlicht und einfach veräppeln lassen. Aber der Diebstahl war gut gemacht und ging innerhalb von zehn Sekunden über die Bühne. Zwei junge Frauen haben uns abgelenkt, indem sie uns nach Bussen gefragt haben. Als ob zwei Rucksacktouris einen Schimmer vom massiven Busverkehr in Argentiniens Hauptstadt hätten. Ich hatte den Rucksack zum ersten und einzigen Mal abgelegt, um im Smartphone nach einem geeigneten Bus zu suchen. Als die Damen uns ansprachen, drehten wir uns kurz weg, als ein Dritter in Windeseile den Rucksack geschnappt hat und damit verschwand. Respekt, es war sehr professionell. Und wir können unser Glück, den Rucksack wiederbekommen zu haben, kaum fassen.

Puerto Madryn, Peninsula Valdes Nationalpark

Die 19-stündige Busfahrt durch die argentinische Pampa und hin zu unserem nächsten Ziel verläuft ruhig. Der persönliche Höhepunkt ist das angebotene Bingo-Spiel, zu welchem ich mich letztlich breit schlagen lasse. Stella erklärt mir wie das geht, ich gewinne mit viel Anfängerglück, und der unerwartete Sieg wird mit dem Preis, einem wohltemperierten argentinischen Weißwein, unter den Blicken neidischer Mitreisender begossen.

1067 Kilometer südlich von Buenos Aires liegt Puerto Madryn, wo sich ebenfalls einer der wichtigsten Exporthäfen Patagoniens befindet. Die Stadt ist zudem Ausgangspunkt für Touren zur Halbinsel Valdes, einem 3.625 km² großen Nationalpark, der das Land und des-

sen Tiere, aber auch die marinen Lebewesen im angrenzenden Golfo Nuevo, schützt. Drei Arten von Delfinen, Südliche Glattwale, Orcas, Seeelefanten, Seelöwen, Seehunde, Magellanpinguine und viele Meeresvögel leben hier. An Land findet man Guanakos, Pampahasen (Mara), Füchse, Gürteltiere und Zwerg-Meerschweinchen.

Guanakos sind die ursprünglichen Kamele Südamerikas. Ihr Lebensraum erstreckt sich von den Küsten Patagoniens und bis auf 4.000 Meter Höhe in die peruanischen Anden. Das Tier kann eine Schulterhöhe von 120 Zentimetern erreichen, hat ein rostbraunes Fell und besitzt keine Höcker. Lamas stammen vom Guanako ab und wurden domestiziert. Das Alpaka hingegen, welches dem Lama ähnelt, stammt von der anderen, wildlebenden und kleineren Kamelart, dem Vicuña, ab. Dieses kommt jedoch ausschließlich in den höheren Lagen vor. Aber zurück zum Thema.

Unsere Tour führt uns ganz an den östlichen Rand der Halbinsel, wo wir auf Magellanpinguine hoffen. Weit über zweihundert Tiere verteilen sich auf dem teilweise steil abfallenden Küstenstreifen. Als wir bei der Kolonie ankommen, bricht jedoch Hektik aus. Unsere Führerin hat Orcas erspäht. Die Pinguine schauen verdutzt, als wir sie zunächst links liegen lassen, um einen guten Ausblick auf die seltenen Wale zu bekommen. Die Tiere tummeln sich nur hundert Meter vor uns in einer kleinen, von Wind, Sand und Wasser geformten Bucht der Atlantikküste. Der Wind bläst gewaltig, und während ich versuche, das Stativ der Filmkamera zu positionieren, was sich kurz darauf als unmöglich erweist, beobachtet Stella mit glasigen Augen das Schauspiel und hat die Magie des Augenblicks schon

längst erkannt.

Die Kleinen der Orcafamilie, es sind insgesamt sechs Tiere, folgen dem großen Bullen. Dieser zeigt dem Nachwuchs wie man jagt. Dazu winden die Wale ihren bis zu neun Meter langen und über sechs Tonnen schweren Körper mit etwas Schwung aus dem Wasser und bis zur Hälfte hinaus auf den Strand. Glück und Erfahrung helfen den schlaun Schwertwalen dabei, Pinguine, Seeelefanten oder Seelöwen zu ergattern, die unbedacht am Strand lungern. Einmal erwischt, gibt es kein Entkommen, denn anders, als viele andere Walarten, besitzt der Orca Zähne. Bis zu 56 Stück kann ein ausgewachsenes Tier vorweisen. Killerwale sind die schnellsten Schwimmer unter den Walen und können über 20 Kmh erreichen. Um sie möglichst lange beobachten zu können, hetzen wir wild die Küste entlang. Nach einer halben Stunde schwimmen die Tiere hinaus aus der Bucht, und wir lassen uns bei den entspannten Pinguinen nieder, die von all der Aufregung wenig beeindruckt sind.

Orcas? Kaum zu glauben, denn eigentlich befinden wir uns zeitlich noch vor der Saison. Es ist Dezember und für die Orcas der Valdes Halbinsel ist der beste Zeitpunkt eigentlich erst Ende März. Wer selbst schon einmal auf Tiersuche war kennt das nur allzu gut: Man findet sich nach langer Recherche am vermeintlich richtigen Ort, zur vermeintlich richtigen Zeit ein, doch das erhoffte Tier lässt sich nicht blicken. Und das ist bei Weitem der häufigere Fall. Die Sprüche vieler Guides: »gestern waren sie noch da«, oder »maybe it's not the season« und ähnliche Sätze, helfen einem dann nur bedingt weiter.

Wir widmen uns den Magellanpinguinen. Sie gehö-

ren zu den Streifenpinguinen und können bis zu 70 Zentimeter Größe erreichen, was sie zu den sechstgrößten der insgesamt 17 Pinguinarten macht. Streifenpinguine zeichnen sich durch ein weißes Band im oberen Brust- bzw. Kehlbereich aus, welches, je nach Art, verschiedenartig breit ausgeprägt ist. Das Hauptverbreitungsgebiet des Magellanpinguins sind die Atlantikküsten der Falklandinseln, Patagoniens und Südbrasilien. Die Vögel graben ihre Bruthöhlen in den Sand und legen maximal zwei Eier. Am besten beobachtet man sie, wenn sie zurück vom Fischfang kommen und aus dem Wasser hin zu ihrem Bau watscheln.

Wir verbringen noch ein wenig Zeit in einem schönen Hostel in Puerto Madryn und zieren uns ein wenig, wieder in den Bus zu steigen. Allmählich werden die langen Fahrten anstrengend.

Als wir schließlich wieder in Buenos Aires sind, genießen wir noch ein paar der weltbesten Empanadas, bevor uns die Fähre die 50 Kilometer über den Rio Plata nach Col de Sacramento in Uruguay bringt.

Busse

Das Bussystem in Lateinamerika hat Vor- und Nachteile. Zu den Vorteilen gehört ohne Zweifel, dass meist jedes noch so kleine Örtchen angefahren werden kann. Für Reisende ist es demnach eine gute Wahl. Auch viele Einheimische nutzen ausschließlich diese günstigen Verbindungen, weil sie sich kein Auto leisten können. So ziemlich jede Ortschaft besitzt einen kleinen Busbahnhof oder Bushaltestellen. Große Städte wie Quito, Lima, La Paz oder Buenos Aires, besitzen gigantische Anlagen, von denen teilweise über fünfzig verschiedene Zielorte in sämtliche Himmelsrichtungen angefahren

werden. Praktischerweise sind diese 24 Stunden geöffnet, und an den kleinen Kiosken bekommt man Snacks, Getränke und jede Menge Süßkram. Auf Langstrecken kann man seinen Rucksack meistens in das untere Gepäckfach geben. Dabei wird das Gepäck mit einem Nummernaufkleber versehen und man bekommt eine Art Durchschlag. Auch wenn dieses System Sicherheit suggeriert, kann es dennoch zu Diebstählen kommen. Es kann also von Nöten sein, dass man immer wieder einmal aus dem Fenster sieht, wenn der Bus irgendwo hält. Ein weiterer Vorteil in vielen Ländern ist die Qualität der Busse. Oft kann man sich zwischen drei Bustypen entscheiden: Der Holzklassebus, mit wenig gepolsterten und engen Sitzen; dem normalen Schlafbus (semi cama), hier kann der Sitz bis zu 75% geneigt werden; und dem Luxus-Schlafbus (cama), wo die Sitze, mit bis zu 100% Neigung, als angenehme Liegefläche umfunktioniert werden können. Die gehobeneren Busunternehmen bieten außerdem Mahlzeiten, Getränke und Snacks an, die oft im Preis enthalten sind. Jeder der teureren Busse hat TV, doch das Programm ist oft nicht jedermanns Sache, da meist blutige Actionfilme in gehöriger Lautstärke gezeigt werden.

Trotzdem gibt es, was den Komfort angeht, länderspezifische Unterschiede, die einem bei Langzeitreisen durch den Doppelkontinent auf Dauer den Nerv rauben können. Nicht überall besteht die Möglichkeit Sitze zu reservieren. So kann es schnell passieren, dass man, vor allem bei kürzeren Strecken, schon mal drei Stunden im Stehen verbringt. Für große Rucksäcke ist manchmal kein Platz. Und wenn sich dann noch Straßenverkäufer hindurchzwängen, die immer mal wieder kostenlos zu steigen dürfen, ist feucht-klebriger Körperkontakt nicht

zu vermeiden. Straßenverkäufer veräußern so ziemlich alles in Plastik verpackt. Da viele Busse keine Mülleimer besitzen, geschieht das Naheliegende: Sämtliche Verpackungen werden aus dem Fenster geworfen. Leider hat sich unsere Aufregung darüber zwar gedrosselt, doch niemals ganz abgestellt. In einigen Gebieten (leider fast überall) hat es sich durchgesetzt, dass so laut Musik gespielt wird, dass die Ohren schmerzen. Gehörschutz ist also wichtig. Ein weiterer Nachteil auf vielen Verbindungen ist die Dauer der Busreisen. Natürlich liegt das zum einen an den langen Distanzen, aber zu einem größeren Teil an dem Umstand, dass viele Busse nahezu in jedem Kaff halten und manchmal auch dazwischen. So kann ein 100 km Trip gerne einmal dreieinhalb Stunden dauern. Man sollte also stets zeitlichen Puffer einplanen. Was die Pünktlichkeit der Abfahrtszeiten angeht, möchte ich mich wiederum nicht beschweren. Zumindest vom Ursprungsort werden diese größtenteils eingehalten.

Weiß man also über die Begebenheiten Bescheid, sind Busreisen eine gute Wahl um herumzukommen.

Camping

Wie erreiche ich aber Orte, die etwas außerhalb der Busroute liegen, wie zum Beispiel Campingplätze? Vielleicht genau deshalb ist Camping in Lateinamerika eine schwer zu realisierende und deshalb seltene Alternative. Die wenigen Plätze die es gibt, sind oft nur mit Taxis oder langen Fußmärschen erreichbar. Das haben wir auf unserer Reise früh erkannt. Deshalb haben wir unser Zelt schon in Costa Rica einem netten Pärchen in die Hand gedrückt, die es mit sich, wieder zurück nach Deutschland, genommen haben. Man mag vielleicht auf

die Idee kommen wild zu kampieren. Die Entscheidung, ob das in Lateinamerika ratsam ist, überlasse ich dem Leser.

Nichtsdestotrotz kamen wir im argentinischen Puerto Madryn noch dazu, Nächte in einem Zelt zu verbringen. Schon in Bolivien haben wir uns bei der Reiseplanung die Unterkunftskosten in der patagonischen Hafenstadt angesehen. Diese lagen teilweise weit über dem Budget. Da es in Puerto Madryn erreichbare Campingplätze gibt, haben wir uns schon in Bolivien ein kleines Zelt gegönnt, welches die Übernachtungskosten, den Preis für das Zelt mit eingerechnet, bezahlbar machten. Vom Eingang des »Aca-Puerto Madryn«-Campingplatzes, ganz im Süden der Stadt, hat man einen schönen Blick auf den Golfo Nuevo. Dort sieht man mit etwas Glück die Wale, die sich hier ab und zu einfinden, und kann atemberaubende, patagonische Sonnenuntergänge erleben.



Guanacos, Magellanpinguin, Orcas und Zwergmeerschweinchen

Golfo Nuevo bei Puerto Madryn, Küste bei Puerto Piramides,
Seeelefanten Peninsula Valdes, Buenos Aires



Uruguays prunkvoller Südosten



Hostels oder Hotels

Die Wahl der Unterkunft ist während der Reise ein zentrales Thema. Hostels sind eine gute Anlaufstelle, um Reisende aus aller Herren Länder zu treffen. Oft gibt es dort auch Auskünfte über die Attraktionen und Touren der Region oder der Stadt. Ist in Hotels die Auskunft nicht offensichtlich, halten die meisten auf Nachfrage ebenfalls viele Informationen parat. Hostels verfügen über Schlafsäle, in denen Alleinreisende ein günstiges Bett für die Nacht ergattern können. Für Paare gibt

es meistens Doppel- oder Zweibettzimmer.

Hostels sind jedoch oft laut, da das meist junge Publikum gerne auch mal bis spät in die Nacht Partys feiert. Mit den einschlägigen Hotelsuchmaschinen ist es einfach Preise zu vergleichen. Uns fällt schnell auf, dass Hotels durchaus mit den Hostelpreisen mithalten können. Und nicht nur das, sie sind häufig sogar günstiger. Im Laufe der Reise tendieren wir aus mehreren Gründen immer mehr zu Hotels. Ein wichtiges Entscheidungskriterium ist das Preis- Leistungsverhältnis. Viele Hostelbesitzer haben beobachtet, dass ihre Art der Unterkunft ausschließlich von Rucksackreisenden aus fremden Ländern genutzt wird. Dann kommt die diskussionswürdige, aber gemeinhin gültige Einschätzung zum Tragen, dass Touristen viel Geld haben. Demnach steigen die Preise. Vor allem Doppelzimmer, aber hier und da auch Einzelbetten, werden manchmal völlig überteuert angeboten. Hotels hingegen sind für Jedermann, müssen also auch für Einheimische bezahlbar bleiben. Für Alleinreisende ist ein Bett im Schlafsaal vermutlich günstiger als ein Einzelzimmer im Hotel. Einige Hostels haben auch in puncto Sauberkeit, Qualität und Frühstücksangebot Nachholbedarf. Gehört man nicht mehr zum aller jüngsten Gemüse, weiß man auch ein eigenes Bad und manchmal auch Kabel TV oder eine Klimaanlage zu schätzen. Da ist das Hotel oft die weitaus bessere Wahl. Manchmal haben wir auch Glück und unsere Hotel-App spuckt ein Schnäppchen aus.

Punta del Este

Von Col de Sacramento sind es nur zweieinhalb Busstunden in die Hauptstadt Montevideo. Unsere Hotel-App suggeriert eine Empfehlung, und wir kommen

in den Genuss einer gehobeneren Unterkunft, mit Blick auf den Hafen. Uruguay ist nur halb so groß wie Deutschland und knapp 1,5 Mio. der insgesamt 3,3 Mio. Uruguayos leben in Montevideo. Die Stadt gefällt uns besser, als viele andere lateinamerikanische Großstädte. Sie hat schöne Plätze und Parks und liegt direkt am weiten Mündungsgebiet des Rio Plata. Ihr Zentrum ist übersichtlich und sauber, und wir bekommen den Eindruck, dass es hier weniger gefährlich zugeht. Montevideo könnte auch irgendeine europäische Stadt am Mittelmeer sein, denke ich beim Spazieren an der Promenade am Fluss.

Wir wissen nicht viel über das (Neu)Land, nur dass es nicht viele Wildtiere gibt und die Einheimischen auf ihre schönen Atlantikstrände stolz sind. Diese wollen wir uns deshalb auch ansehen und fahren weiter in östliche Richtung nach Punta del Este. Am weißen Strand der schnell wachsenden Stadt halten sich zumeist reiche Urlaubstouristen und besser betuchte Einheimische auf. Auf der kleinen Halbinsel, die eigentlich den südlichsten und nicht den vermutlichen östlichsten Punkt des Landes bildet, haben sich alle, die es sich leisten können, sündhaft teure Villen hin gestellt. So viel Prunk haben wir in Lateinamerika definitiv noch nicht erlebt. Wir flanieren entlang der sauberen Küstenstraße, die einmal um die Halbinsel führt, vorbei an schönen Häusern mit gepflegten Gärten und teuren Autos in den Einfahrten. Einige Vögel begleiten uns auf unserem Spaziergang. Wir sehen Bronzekiebitze, Braunmantel Austernfischer, Große Gelbschenkel und Mönchssittiche. Im Yachthafen wollen wir nach Mähnenrobben Ausschau halten. Angeblich fühlen sich ein paar der Tiere hier wie zu Hause, was es vermutlich auch früher,

also vor der Bebauung, auch schon war. Nach kurzer Suche können wir die bis zu 2,5 m langen Tiere ausfindig machen. Gar nicht scheu, liegen sie auf einer steinigen Bootsrampen und lassen sich von ihren Beobachtern nicht stören. Ihren treffenden Namen haben sie von ihrer Löwen-ähnlichen Mähne, die bei den Männchen zum Vorschein kommt, wenn das Fell trocken ist. Etwa fünf Tiere leben im Hafen.

Ein Bus bringt uns zurück nach Montevideo. Von dort soll es weitergehen, erneut nach Brasilien.

Mähnenrobben, Bronzekiebitz, Punta del Este



Brasilien Teil II: Wo Wünsche Wirklichkeit werden

Iguazu Nationalpark

Fünf Busse, zwei Grenzübergänge und 31,5 Stunden hat es benötigt, um uns nach Foz do Iguazu in Brasilien zu bringen. Von Montevideo sind wir über Salto (Uru) nach Concordia (Arg) und weiter nach Puerto Iguazu (Arg), direkt an die Grenze zu Brasilien. Mit organisierten Stadtbussen gelangt man von dort ganz unkompliziert über eine Flussbrücke ins Nachbarland.

Foz liegt im Dreiländereck zu Argentinien und Paraguay, natürlich getrennt durch die beiden großen Grenzflüssen Rio Parana (Par/Bra) und Rio Iguazu (Bra/Arg). Von hier aus kann man die brasilianische Seite der weltberühmten Iguazu Wasserfälle bestaunen. Der Iguazu Nationalpark umschließt sowohl die Wasserfälle, als auch den 555 km² großen, subtropischen Regenwald auf argentinischer und brasilianischer Seite, der die Wasserfälle umgibt. Für die Tiere und Pflanzen bildet der Park ein wichtiges Rückzugsgebiet. Sein Artenreichtum ist enorm. Hunderte Schmetterlingsarten bilden bunte Farbtupfer im feuchten Dschungelgrün, in dem über 400 Vogelarten und Säugetiere wie Brüllaffen, Haubenkapuzineraffen, Gürteltiere, Ameisenbären und sogar Jaguare einen Lebensraum gefunden haben. An den allgegenwärtigen Nasenbären kommt man selbstredend auch nicht vorbei, da diese überall erscheinen, wo Menschen ihre mit leckerem Futter gefüllten Rucksäcke dabei haben. Durch die Bekanntheit der Wasserfälle und die sehr gute Organisation im Park, kann man auch immer mit einer großen Anzahl von Besuchern rechnen. Die Fälle können von beiden Seiten sehr gut über Holzstege erreicht werden, von wo aus man die besten Aus-

blicke erhaschen kann.

»Iguazu« bedeutet aus dem Guaranischen übersetzt »Große Wasser«. Und neben dem Besuch der beeindruckenden Wasserfälle, sie sind die größten der Welt, war unsere Idee, einige der gut ausgebauten Wanderwege zu erkunden, um das Gürteltier zu finden. Wir sind zu viert, da wir mit zwei netten Deutschen unterwegs sind, die wir schon früher auf unserer Route getroffen haben und mit denen wir uns in Foz do Iguazu verabredeten. Wir steigen an einer der vielen Bushaltestellen aus, die von den Park-eigenen Bussen angefahren werden, und stellen leider fest, dass das Betreten der Wege Extrakosten verursacht. Das hatten wir nicht eingeplant und entscheiden uns dagegen. Ich spreche laut aus was ich denke, nämlich: »Wenn wir schon nicht zum Gürteltier gelangen können, wie wäre es denn, wenn das Gürteltier zu uns kommt?« Schließlich stehen wir an einer Bushaltestelle mitten im Dschungel, und vielleicht traut sich ein Tier aus dem Dickicht. Ich sehe mich also, nicht ganz ernst gemeint um und traue meinen Augen nicht, als da tatsächlich ein Gürteltier, in nur fünf Metern Entfernung, seine Nase ins Laub steckt und nach Futter sucht. Wir unterdrücken unser Lachen, um das Tier nicht zu verschrecken und können es einige Minuten beobachten. Gürteltiere sehen merkwürdig und gleichzeitig sehr niedlich aus. Unser Exemplar, ein Neunbinden-Gürteltier, ist etwa 60 Zentimeter lang und ernährt sich von Insekten und Würmern. Das Gürteltier ist das einzige Säugetier, welches einen Panzer hat. Seine braunen Hornschuppen liegen geschichtet übereinander. Bei Gefahr kann es sich komplett zusammenrollen, so dass viele Tiere ihm nichts anhaben können.

In Foz do Iguazu verbringen wir dann fast drei Wo-

chen. Über Weihnachten und Neujahr wollen wir uns nicht in Bussen aufhalten, und hier gibt es gutes Essen, gute Betten und freundliche Menschen. Unsere gepeinigten Körper brauchen Entspannung.

Rio

Der »Ich-spür-meine-Beine-nicht-mehr«-Bus bringt uns durch nächtlichen Starkregen, in 25,5 Stunden, nach Rio de Janeiro. Schwülheiße 35°C erwarten uns in Brasiliens zweitgrößter Stadt. Nur Sao Paulo ist noch größer. Kaum vorzustellen, wenn man die Ausmaße Rios betrachtet und sich vergegenwärtigt, dass sich allein sechs Millionen Menschen in der eigentlichen Stadt tummeln. Insgesamt sind es über zwölf Millionen, zählt man die Außenbezirke dazu. Unsere Hotelbesitzerin gibt eine nette Selbsteinschätzung zum Besten, die wohl der gemeinhin öffentliche Meinung entspricht: »In Brasilia wird regiert, in Sao Paulo wird gearbeitet, aber in Rio wird gefeiert.« Zumindest aus der Sicht der Bewohner Rios, den Cariocas, scheint an dieser Einschätzung etwas dran zu sein. Die Stadt vermittelt durch ihre idyllische Lage, dem vielen Grün der bewaldeten Hügel, den weltbekannten Stränden von Ipanema und der Copacabana, und trotz der Armut der Favelhas und der Kriminalität, eine sympathische Lebensleichtigkeit. Es wird viel und gerne gelacht und zu jeder noch so geringen Gelegenheit gefeiert.

Ein Trip zu den Sehenswürdigkeiten Rios gestaltet sich nicht immer einfach mal so nebenbei. Alles ist elendig weit, zeitintensiv und bei den hohen Temperaturen extrem schweißtreibend. Ein Ziel pro Tag, mehr nehmen wir uns nicht vor. Wir besuchen natürlich die große Jesus-Statue, von wo aus man eine gute Sicht auf die

Strände, den Zuckerhut, das Maracana Stadion und die Skyline hat. Die Menschenmassen auf der Plattform vor der Statue sind so enorm, dass wir uns fast aus den Augen verlieren. Auf selbige muss man hier achten, weil es gut passieren kann, dass man einen der zahlreichen Selfie-Sticks ins Gesicht bekommt.

Des Latinos Ein und Alles

Im Getümmel an der Statue kann man den Selfie-Stick-Fetischisten gut zusehen, wie sie sich fast unmenschlich verbiegen, um sich und Jesus gemeinsam aufs Bild zu kriegen. Auch an den langen weißen Stränden von Ipanema und Copacabana, scheint sich dieses Hobby reger Beliebtheit zu erfreuen. Aber nicht nur in Brasilien hat sich der Selfie-Stick durchgesetzt. Wir haben Chinesen erlebt, die auf der Walbeobachtungstour in Ecuador keinen einzigen Wal zu Gesicht bekommen haben, weil sie zu sehr damit beschäftigt waren sich selbst zu fotografieren. Wir haben von Freunden erfahren, dass es am Machu Pichu ebenfalls zu komischen Szenen kommen kann, wenn Leute durch die Inkaruine rennen, immer bemüht sich selbst in Szene zu setzen. Am Strand von Ipanema hat sich eine junge, sonnenbebrillte Bikinidame eine halbe Stunde lang selbst gefilmt und von der Schönheit des Meeres nur wenig mitbekommen. Ein anderer nutzte die Teleskopstange, obwohl seine Freundin direkt neben ihm stand und ihn genauso gut, oder besser, hätte fotografieren können. Man kann das lustig finden oder nervig. Aber ich stelle mir dann immer gerne die Leute bei ihrer Fotopräsentation vor: »Schau mal ich am Strand, schau mal ich beim Wale beobachten, schau mal ich und Jesus, schau mal ich, schau mal ich ...«

Vila Muriqui

Nur einen Katzenwurf von Rio entfernt, sprich 100 km südlich, liegt das kleine Örtchen Vila Muriqui. Die Idee ist, weit weg vom Großstadtrubel ein paar ruhige Tage am Meer zu verbringen und vielleicht ein bisschen zu Schnorcheln. Als wir ankommen, trifft uns der Schlag. So ähnlich stellen wir uns den Ballermann vor. Es ist Sonntag und Horden von Menschen bevölkern den Strand. Die Musik ist so laut, dass wir uns nicht mal unterhalten können. In den folgenden Tagen ist das Wetter durchwachsen und der Strand eher langweilig, vermüllt, hat trübes Wasser, und weit und breit ist kein Platz zum Schnorcheln. Zudem kommt immer mal wieder ein Schwall von Zivilisationsgeruch von irgendwoher, so dass wir gar nicht mal ins Wasser gehen wollen. Die Unterkunft ist o.k., doch wir sind froh, als uns der Bus zurück nach Rio bringt.

Tijuca Nationalpark

Vier Tage hat es allein gedauert, bis wir herausgefunden haben, wie wir in den Park gelangen, ohne an einer Tour teilnehmen zu müssen. Mit 32 km² ist der Tijuca Nationalpark der größte urbane Wald der Welt, und wir erreichen ihn über eine kurvige Straße vom Stadtviertel Tijuca aus. Mitten in Rio ist dieses relativ naturbelassene Stück Atlantischen Regenwaldes ein schöner und ruhiger Ort für einen Tagesausflug. Wir suchen Weißbüschelaffen (englisch: Common marmoset). Doch nach vier Stunden haben wir sämtliche Wanderwege erkundet, tolle Blicke auf Rio erhalten, einige Vögel und ein Dreifingerfaultier beobachten können, doch von den Affen gab es leider keine Spur.

Am Zuckerhut

Nachdem wir im Tijuca Park, im Botanischen Garten und einem kleinen Park, in der Nähe unserer Unterkunft, nur durchwachsenen Erfolg bezüglich der Affen haben, bleibt uns nur noch der Zuckerhut. An dessen bewaldeten Hängen soll es gute Chancen auf Sichtungen geben. Wir finden den steilen Pfad, auf dem man bis zur Mitte des spitzen Berges gelangen kann, und nach einer halben Stunde, wir sind schon fast oben und ich gebe die Hoffnung beinahe auf, sitzen zwei der kleinen Primaten am Wegesrand. Wir bewegen uns vorsichtig, um die Krallenaffen nicht zu erschrecken, und es gelingen feine Aufnahmen. Weißbüschelaffen werden nur 25 Zentimeter groß und haben ihren Namen von den weißen Haarsträhnen, die ihnen oberhalb der Ohren wie wild vom Kopf abstehen. Eigentlich sind die Winzlinge in Gruppen unterwegs, doch auch über die zwei Exemplare freuen wir uns zur Genüge. Später finden wir sogar noch ein paar weitere Tiere, die, auf der Suche nach Futter, rasant durchs Geäst hüpfen.

Kinder Kinder

Wir sitzen in einem der zahlreichen Stadtbusse und sind auf dem Weg zurück, von einem von Erfolg gekrönten Ausflug zum Zuckerhut. Unsere Unterkunft befindet sich im Stadtteil Sao Cristóvão, nordöstlich des Zentrums. Durch selbiges müssen wir uns deshalb hindurchzwängen. Da hier immer viel Verkehr ist und die Busse und Taxis die Situation nicht wirklich verbessern, stecken wir dann auch schneller im Feierabendverkehr, als uns lieb ist. Nichts geht mehr. Auf drei dichtgedrängten Spuren steht ein Bus neben dem anderen, und

wir bewegen uns weder vor noch zurück. Im Bus nebenan sitzen Kinder. Sie winken, machen manch nette und manch unfeine Geste und grinsen. Doch die Situation ist weit weniger unbedarft als sie zunächst scheint. Es sind Mitglieder einer Kinderstraßengang. Wie aus dem Nichts schlägt die Stimmung um und wird zusehends aggressiv. Wir realisieren nur allmählich was passiert. Es ist eine Gang auf Raubzug. Einer der Jungs, er ist vielleicht zwölf, spuckt plötzlich gegen unser Busfenster. Blitzschnell schiebt er sich aus dem Fenster des Nachbarbusses auf die Straße und schlägt mit voller Wucht auf unseren Bus ein. Die Fahrgäste werden nervös und schreien laut durcheinander. Sie wissen was passiert. Der Busfahrer ist um Ruhe bemüht. Das Kind gibt seinen Kumpanen ein Zeichen, rennt um den Bus herum zur Tür und versucht sich mit Gewalt Eintritt zu verschaffen. Jetzt erkennen wir, dass es sich um eine Gruppe von zwölf Straßenkids handelt. Wie kleine Äffchen springen sie zwischen den Bussen hin und her. Sie zwingen ihre vor Schweiß glänzenden und schwächtigen Körper flink durch offene Fenster und Türen, um die Insassen zu berauben. Wir verstehen nun unsere Situation. Und alle hoffen und bangen, dass unser Bus den Einbruchsversuchen standhält. Zufällig besitzt dieser eine Klimaanlage und sämtliche Fenster und Türen sind deshalb gut verschlossen. Die Kids lassen ab und springen schon zum nächsten und übernächsten Bus. Der ganze Spuk dauert vielleicht 10 bis 15 Minuten. Schwer einzuschätzen, da wir sämtliches Zeitgefühl, dank der Überdosis an Adrenalin, verlieren. Dann taucht, wie aus dem Nichts, eine Hundertschaft uniformierter und schwer bewaffneter Polizisten auf und beendet das Drama. Sie können die Kriminellen, und die

Busse in denen sie zugange sind, identifizieren, und ziehen sie am Schlafittchen hinaus auf die Straße. Der Größe nach aufgereiht und vor einer Mauer kniend, endet der Streifzug der Bande. Sämtliche Fahrgäste, Busfahrer und Passanten spenden Applaus. Einige ziehen sogar ihre Smartphones, um das zu knipsen. Wie in Deutschland, gilt man auch in Brasilien erst ab 14 Jahren als strafmündig. Was passiert also mit den Jungs? Vermutlich nicht viel. Sie sind zwischen sechs und dreizehn Jahre alt und werden eventuell einem Sozialarbeiter oder einem Streetwork-Projekt zugewiesen. Das war's. Wer denkt, sie werden allem was ihnen aufgebürdet wird gewissenhaft folgen, denkt vermutlich falsch.

Trotz mehrerer Entspannungstränke können wir uns an diesem Abend nicht mehr beruhigen. Denn soviel steht fest: Die Straßenkids haben keine Hemmschwelle und sind bei ihren Streifzügen oft unter Drogeneinfluss und bewaffnet. Wer sich weigert alles abzugeben, kann Böses erwarten. In unserem Fall wären Tagesgeld, Camcorder, Fotokamera und die Aufnahmen des Tages verloren gewesen. An die körperliche Gefahr möchten wir gar nicht erst denken.

Hostal de Favelhas

Die letzten Tage unserer Lateinamerikareise verbringen wir in einem Hostel, in einer angeblich sicheren Favelha. Stella hat diese Unterkunft gebucht. Ich bin mir unschlüssig, ob ich das gut heißen soll. Nach dem Erlebnis im Zentrum, bei dem wir die kriminelle Energie der Kinderbanden erlebt haben, wollen wir uns deshalb bedeckt halten. Da wir alle geplanten Ziele besucht und das erwünschte Tier gesehen haben, müssen wir zumindest nicht mehr mit dem Rucksack durch die Stadt. Ein-

mal komme ich nicht drum herum und muss quer durch die Favelha, die steilen Gässchen und Treppen hinab in die Stadt, um Besorgungen zu tätigen. Eine Gruppe von sieben Kindern und Jugendlichen sitzt ganz unauffällig und entspannt auf kleinen Treppenstufen vor den Häusereingängen. Im Vorbeigehen fällt mir auf, dass einer der Jungs, er ist vielleicht elf Jahre alt, kleine Tütchen mit weißem Inhalt, gekonnt mit kleinen Gummis versieht, um diese zu verschließen. Seine Fingerfertigkeit impliziert, dass er das nicht zum ersten Mal macht. Die Halbwüchsigen nehmen mich nicht einmal wahr, denn sie sind Teil des Projekts, welches hier gestartet wurde, um ihr Stadtviertel sicherer zu machen. Es soll sicherer werden, als die vielen anderen. Die Kids kennen das Hostel und wissen, dass sich hier manchmal auch Backpacker zeigen können. Die Drogen, vor allem Kokain, sind das Hauptproblem der Kriminalität der Favelhas. Die Stadtviertel, welche meistens in die Hänge rund um die Stadt gebaut wurden, schützen ihre Tore nicht selten mit Waffengewalt. Kein Außenstehender soll auf die Idee kommen einzudringen. Es passiert natürlich trotzdem, und das endet meist in blutigen Straßenkämpfen.

Ab nach Hause

Einen passenden Rückflug hatten wir schon von Peru aus gebucht. Und da wir stets das Abflugdatum im Kopf hatten, haben wir die Reiseroute dementsprechend arrangiert. Hätte sich an dem Plan etwas geändert, hätten wir den Flug jederzeit umbuchen können. Wir versuchen zu verstehen, dass die Reise, zumindest vorerst, zu Ende ist. Wir denken über einen weiteren Trip nach und lernen noch nette Reisende kennen. Von

der Terrasse unseres Favelha-Hostels, genießen wir den letzten Blick auf Rio, bevor unser Flugzeug zurück nach Deutschland geht.

Rio - Frankfurt (11,5h). Und dann geht es mit der Regionalbahn durch das Winterwunderland, Kälteschock inklusive (35 Grad in Rio, -8°C in Frankfurt).
17.01.2016. Hallo Deutschland.



Die Iguazu Wasserfälle, Südamerikanischer Nasenbär
und Neunbinden-Gürteltier



Copacana und Ipanema



Weißbüchelaffe, Blick vom Corcovado auf den Zuckerhut



Pause im Schnee

Eindrücke aus Lateinamerika

Man kann sicherlich eines behaupten: außer den Leuten, die mit Wildlife-Watching ihr Geld verdienen, haben nur eine handvoll Latinos einen Bezug zur Umwelt, zu Tieren oder der Natur. Verirrt sich mal einer in die Wildnis, z.B. bei einem Familienausflug, wird nicht beobachtet und gelauscht, im Gegenteil, es wird geplappert und gejohlt. Fast als würde man die Ruhe nicht aushalten. Tiere sind dann schon längst über alle Berge, außer sie sind taub. Und das Allerwichtigste überhaupt, das Überlebenswerkzeug der Neuzeit, ist definitiv die Teleskopstange für das Smartphone, damit noch mehr von einem Selbst auf das Selfie passt. Schreck lass nach. Wir haben Dinge gesehen, die Zweifel am menschlichen Dasein aufkommen lassen.

Soziales Miteinander (Ausnahmen sind Brasilien und Kolumbien) ist nicht so sehr ausgeprägt, wie man es vielleicht aus der Heimat, England oder großen Teilen Asiens kennt. Es gibt laute Musik zu allen Tages- und Nachtzeiten, Vordrängeleien an Kassen, offensichtliche und freche Abzocke, und einige Leute lassen es da laufen, wo sie gerade stehen. Meines Erachtens sind das Dinge, die einem eine gewisse Etikette verbieten. Es zählt nur das Ich, das ist unsozial. Und was korrekte Preisangaben betrifft, sind vor allem Taxifahrer meist keine fairen Mitmenschen.

ZU LANGZEITREISEN IM ALLGEMEINEN:

Es gilt festzuhalten, dass das Vagabundendasein durchaus romantisch ist. Man spürt sie, die Brise Freiheit, die einem gelegentlich um die Nase weht, wenn man, nur

auf sich alleine gestellt, durch die Lande zieht. Busse sind zwar ökonomisch und ökologisch, schränken allerdings auch ein. Langzeitreisen bringen Einiges mit sich und beanspruchen einen ganz. Darum muss man sich eingestehen, dass dies nur mit Pausen zu bewerkstelligen ist. Und mit Pausen sind nicht die unendlichen Zeiten gemeint, in denen man auf Busse wartet. Eine ebenfalls nicht zu unterschätzende Anstrengung ist es, stets auf seine Sicherheit bedacht sein zu müssen, da es durchaus dunkle Orte gibt, an denen nur noch die schmutzigsten Straßenkötter ihren Haufen setzen. Hunde sind in Lateinamerika eine gefährliche Plage. Und wenn einige ihre Finger nicht von Ihnen lassen können, weil sie die Tiere unbedingt streicheln wollen, müssen sie sich nicht wundern, wenn die Reise wegen eines Bisses ein frühzeitiges Ende nimmt. Diesbezüglich haben wir einige Geschichten zu hören bekommen.

TIERE:

Lateinamerika ist nicht das einfachste Ziel, wenn man sich auf Tiersuche begibt. Es kostet einige Mühe, Zeit und vor allem Geld, die Tiere ausfindig zu machen. Sie sind verhältnismäßig klein, z.B. das Zwergseidenäffchen, teilweise sehr selten, z.B. die Hyazintharas, und das Terrain ist schwer zugänglich (Amazonas), größtenteils unübersichtlich (Nebelwald) oder außerordentlich weitläufig (Pantanal).

Ja, wir hatten eine Tierliste und sind sehr zufrieden, was diese angeht. Von selbiger vermisst haben wir leider: Puma (Corcovado, wobei dieser nicht sehr ernsthaft erwartet war und es bessere Orte gibt), Lanzenotter (FerDe-Lance, Costa Rica), Anakonda (Pantanal), Leder-

schildkröte (Costa Rica), Rote Ibisse (Peru und Pantanal). Das war es wohl. Es gibt noch einige andere Tiere, vor allem viele Affenarten, die man im Amazonas finden kann, doch denen muss man sich gesondert widmen, weil die Abgeschiedenheit ihres Lebensraums eine gezielte Expedition erfordert. Die Vogelvielfalt in Lateinamerika ist die reichste der Welt, und man kann in jedem Land auf bunte Raritäten hoffen. Der beknackte Quetzal kann mich mal!

Die spektakulärsten Sichtungen waren ohne Zweifel die Hammerhaie, die Orcas und der Jaguar. Große Freude bereiteten uns außerdem die vielen bunten Vögel, die Mondfische, die Pinguine, die Riesenotter, die Schwarzen Spinnenaffen und die Tamarine. Die kuriosesten Funde waren das Zwergseidenäffchen, der Riesennameisenbär und das Gürteltier, weil die Art und Weise wie diese zustande kamen ungewöhnlich waren.

FÜTTERUNG

Essen ist Geschmackssache und die Essensfindung war einige Male schwierig. Am besten war es für uns in Brasilien, Argentinien und Uruguay.

Bester Rum: Ron De Medellin (Kolumbien), Flor De Caña (Nicaragua)

Bestes Bier: Pilsner/Paisa (Kolumbien), Quilmes (Argentinien)

Unsere Spanischkenntnisse konnten wir sehr verbessern (weit weg von perfekt), und selbst in Brasilien haben wir einfach weiter spanisch geplappert. Für Englisch waren wir trotzdem dankbar.

GEFAHREN

Froh sind wir auch, dass wir von sämtlichen Tropenkrankheiten verschont geblieben sind und uns auch sonst nichts Gravierendes vom Reisen abhalten konnte. Kein Hund und keine Schlange, Spinne, Bullen-Ameise, Bettwanze, Wespe oder Fledermaus hat uns gebissen oder gestochen. Die Busreisen empfanden wir größtenteils als sicher. Die zahlreichen und teilweise aktiven Vulkane blieben friedlich, und wir wurden nicht Zeuge von Erdbeben oder Tsunamis. Wir sind von Überfällen verschont geblieben, hatten Glück im Bus in Rio und mit dem Diebstahl unseres Rucksacks in Buenos Aires.

REISEDATEN:

★09.04.2015 – 17.01.2016★

- Reisedistanz mit Flügen: 48.961 km ↑
- Reisedistanz ohne Flüge: 24.118 km →
(Km von Stadt zu Stadt, d.h. ohne Stadtbusse, Taxis, Tagesausflüge, Touren...)
- Längster Trip: 31,5 Std. (von Montevideo nach Foz do Iguazu, 5 Busse)
- Längste Busreise: 25,5h (Foz nach Rio, 1.400km)
- Schlimmste Busfahrt: Nicaragua (4h Holterdipolter)
- Beste Busse: Peru
- Heißester Ort: Taganga, Kolumbien (42°C/90%)
- Kühlster Ort: Cotopaxi, Ecuador (10°C/50%)

REISEFREUNDE / REISEBEKANNTSCHAFTEN

Insgesamt haben wir Reisende aus folgenden Ländern getroffen: Neuseeland, Australien, Fidschi, Singapur, Südkorea, Japan, Thailand, China, Georgien, Ukraine,

Estland, Schweden, Dänemark, Deutschland, Bayern, Österreich, Ungarn, Schweiz, Griechenland, Tschechien, Polen, Holland, Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, England, Wales, Irland, Island, Kanada, USA, Mexiko, Kolumbien, Venezuela, Bolivien, Chile, Argentinien, Brasilien.

Das FOTOGRAFIEREN und FILMEN haben wir ernst genommen. Um die Aufnahmen zu sichern, hatten wir sowohl eine Festplatte, als auch einen virtuellen Cloudspeicher zur Verfügung. Allerdings war es nicht immer einfach die Bilder hochzuladen, da die Internetverbindungen oftmals sehr langsam waren. So konnte es schon mal eine ganze Nacht dauern, bis die Aufnahmen des Tages ihren Weg zum Onlinespeicher fanden. Viele mögen sagen: »Ja, aber ihr habt doch die Bilder im Kopf«. Großer Quatsch! Das mag vielleicht beim Taubenfüttern im Park der Fall sein, nicht jedoch bei der Sichtung von Hyazintharas im Pantanal. Unsere Souvenirs sind die Aufnahmen. Bei den Aras (ich), und bei den Orcas (Stella), mussten dann außerdem noch ein paar Tränchen verwischt werden. Und bevor oder nachdem wir zufriedenstellende Verewigungen vollbracht hatten, konnten wir uns meist ausgiebig der Beobachtung widmen. Den Jaguar mal ausgenommen.

LEBEN

Steht man in der Natur Lateinamerikas und sieht den Artenreichtum, wünscht man sich, dass sich die Menschen die hier leben, noch viel mehr um dessen Schutz bemühen. Nahezu jeder Nationalpark ist durch Abrodung bedroht, und die Ausbreitung des Menschen und die damit einhergehende Bebauung geschieht un-

kontrolliert. Das Land und dessen Schätze werden als gegeben wahrgenommen, doch erst wenn man sich die Zeit nimmt und sie genauer betrachtet, realisiert man die Feinheiten der Natur und deren Schönheit. Wir haben einige engagierte Menschen getroffen, die sich um den Schutz der Arten bemühen. Gemeinsam mit ihnen durch die Parks zu ziehen und ihre Hingabe zu erleben, gibt ein wenig Hoffnung, dass für deren Erhalt eingestanden werden kann und wird. Möglich, dass ein finanzieller Gedanke einige Leute antreibt, doch solange es Wildtierbeobachter gibt, die die Natur zu schätzen wissen, wird auch hoffentlich genügend Geld zu ihrem Schutz vorhanden sein. Ich möchte ungern Trübsal blasen, aber wer die Orte sieht, die wir auf der Reise sehen durften, wird verstehen, dass es notwendig ist, dass die Wildnis der Erde bestehen bleibt. Nicht zuletzt deshalb, weil auch wir von der Natur abhängig sind.

GENUSS

Natürlich gibt es viele andere Sichtweisen darüber, was schön oder wichtig ist. Doch für uns gab es in den betreffenden Momenten nichts Schöneres, als im Artenreichtum des Nebelwalds nach Vögeln zu suchen, im Schnellboot zu den Riffen vor Galapagos zu rauschen, den Orcas in Patagonien beim Jagen zuzuschauen oder die Affen im Amazonas bei ihrer Baumakrobatik zu bestaunen. Einfach der perfekte Ort, zur perfekten Zeit. Intensivstes Leben und Erleben. Und man möchte nirgendwo sonst sein auf der Welt.

Die Nationalparks Sri Lankas



Eine Auszeit von der Auszeit

Bei der Recherche unseres nächsten Reiseziels spielten

mehrere Faktoren eine Rolle. Welche Tiere interessieren uns, wie steht es um unser Budget, wie anstrengend soll die Reise werden, was sind die besten Flugverbindungen. Sri Lanka steht letztlich ganz oben auf der Liste, und wir stellen zudem bei der Planung fest, dass Flugverbindungen vom Drehkreuz Frankfurt aus mit die günstigsten weltweit sind. Nicht zuletzt deshalb, war ein Heimaturlaub eine gute Entscheidung. Wir sehen die Familie und einige Freunde, kümmern uns um unsere Reisewäsche und die Ausrüstung, säubern die verdreckten Rucksäcke, entspannen ein wenig, sichern die Aufnahmen und sammeln Kräfte für den nächsten Trip. Unterkunft finden wir während der Zeit bei den Eltern, die uns eine große Unterstützung sind und bei denen stets ein Zimmer und ein Bett für uns bereit stehen. Dafür sind wir außerordentlich dankbar. Die Reisekasse ist noch gut gefüllt und somit sind wir, nach einem Monat Winter in Deutschland, wieder bereit loszuziehen.

Die Bahn bringt uns pünktlich zum Flieger nach Frankfurt, und nach einem Zwischenstopp im Oman, erreichen wir, 14 Stunden später, Sri Lankas internationalen Flughafen, nahe der Hauptstadt.

Colombo

19.02.2016. Der größte Flughafen Sri Lankas liegt etwa 35 Kilometer nördlich von Colombos Zentrum. Da wir unseren Trip ungern in der großen Stadt beginnen wollen, suchten wir uns schon im Vorfeld eine Unterkunft nahe des Flughafens, im kleinen Randbezirk Liyanage-mulla. Tuktuks sind auch hier eine gute und günstige Alternative, um kleine Distanzen zu bewältigen. Wir haben uns vorher über die Preise informiert und waren wenig überrascht, als uns der Fahrer einen viel zu ho-

hen Tarif nannte. Nachdem wir diesen, nach einigem Feilschen, etwas reduzieren konnten, brachte uns das Tuktuk sicher zum Hotel. Wie in Indien herrscht in Sri Lanka Linksverkehr, was immer etwas gewöhnungsbedürftig ist. Endlich wieder angenehme Wärme, daran müssen wir uns nicht gewöhnen. Colombo befindet sich an der Westküste, im südlichen Drittel der Insel. 650.000, der 22 Millionen Lankaner leben hier.

Ceylon wird Sri Lanka

Das Land hat eine bewegte Geschichte. Erst am 22. Mai 1972 wurde das bis dato genannte Ceylon, zu Sri Lanka. Die erste Besiedlung startete von Indien aus. Das macht Sinn, weil Sri Lanka an der günstigsten Stelle im Norden, nur 55 Kilometer südöstlich unterhalb des indischen Subkontinents liegt. Chinesen, Portugiesen, Niederländer und letztlich die Engländer, haben im Laufe der Zeit vergeblich versucht, das Land für sich zu beanspruchen. Das Positive für Reisende ist, wenn man so will, dass der Einfluss des Vereinigten Königreichs bis in die heutige Zeit reicht und die englische Sprache immer noch in den Schulen gelehrt wird und deshalb weit verbreitet ist. Wir sprechen englisch und sind deshalb gut gewappnet. Amtssprachen sind Sinhala (singhalesisch) und Tamil. Die Mehrheit der Bevölkerung sind Singhalesen, danach kommen die Tamilen, Muslime, und schließlich viele ethnische Minderheiten. Singhalesen sind überall vertreten, außer im Norden. Dort, auf der Jaffna Halbinsel, leben überwiegend die Tamilen. Muslime dominieren große Teile der Ostküste. Der Buddhismus ist die vorherrschende Religion, gefolgt vom Hinduismus, dem Islam und dem Christentum.

Reist man heute nach Sri Lanka, ist es kaum zu glau-

ben, dass das Land, bis Mai 2009, in einem blutigen Bürgerkrieg zwischen Singhalesen und Tamilen steckte, der Tausende von Todesopfern forderte. Im Verlauf des Krieges bildete sich eine militante Splittergruppe aus der Tamilischen Armee. Der Gedanke an die Liberation Tigers of Tamil Eelam (LTTE), welche sehr radikal und brutal vorging, um ihre Ziele zu erreichen, ruft heute noch Angst unter der Bevölkerung hervor. Heute leben drei große Weltreligionen friedlich nebeneinander, und die Erleichterung darüber scheint überall spürbar.

Klima

Sri Lanka wird auch die Perle im Indischen Ozean genannt. Die Lage im Indischen Ozean beschert der kleinen tropfenförmigen Insel, sie misst nur 430 mal 220 Kilometer an den breitesten Stellen, ein ganzjährig tropisches Klima und eine Durchschnittstemperatur von 29° C. Monsunregen steuern die Jahreszeiten, die sich in Regenzeit und Trockenzeit unterteilen. An der Ostküste gilt die Regenzeit meistens von November bis April, an der Westküste von Mai bis Oktober. Urlauber und Reisende können ihren Aufenthalt demnach dem Wetter entsprechend planen.

Wir haben die Reiseroute grob im Kopf und ziehen los, um die Natur zu erleben und die Tiere Sri Lankas ausfindig zu machen.

Hikkaduwa

Um die Südwestküste, die touristisch meist frequentierte Region, zu erkunden, können Reisende zwischen dem Zug und dem Bus wählen. Taxis oder Tuktuks sind für längere Strecken ungeeignet, weil zu teuer. Der Hotelbesitzer empfiehlt den Zug, und wir tun wie uns

geheißenen. In Colombo steigen wir an der zentralen Fort-Railway-Station um und nehmen den Zug nach Hikkaduwa. Die Enge an den Bahnsteigen und überfüllten Zugabteilen gibt mir zu denken, ob das eine gute Wahl war. Doch als wir schließlich unterwegs sind und in südliche Richtung die Küste entlang rauschen, vorbei an Palmen- und Sandstränden, befehle ich mir loszulassen. Das kleine Hikkaduwa, 100 km von Colombo entfernt, gehört zu den Hauptzielen vieler Touristen. Es wurde bei dem Tsunami am 26. Dezember 2004 sehr hart getroffen, und 1700 Menschen ließen ihr Leben. Ein Museum wurde eingerichtet, um als Mahnmal zu dienen und den Opfern zu gedenken. Der Strand ist durch ein kleines Außenriff geschützt, was den vielen Badegästen eine ruhige kleine Bucht mit Möglichkeiten zum Schnorcheln beschert. Im Zentrum und entlang der Hauptstraße gibt es viele Hotels, Gästehäuser, Restaurants und Cafés. Wir gehen in ein kleines Lokal und genießen zum ersten Mal die einheimische Küche: Es gibt Reis mit verschiedenen Curries. Wir sind entzückt über den Gaumenschmaus, wissen aber noch nicht, was uns sonst noch an Kulinarischem erwartet. Wir suchen uns eine Bleibe, leihen uns überteuertes Schnorchelzeug aus und stürzen uns in die Bucht. Das ruhige Wasser wird von den Riffischen zur Kindererziehung genutzt. Es gibt viele Fischarten im Miniaturformat zu entdecken, doch wirkliche Begeisterung kommt nicht auf, und wir geben das Schnorchelzeug früher zurück als vereinbart.

Unsere erste Tiersichtung war o.k., doch wir wollen mehr und besprechen uns beim Zurücklaufen in die Unterkunft über die nächste Station. Wir unterhalten uns flachsich darüber, wie cool es wäre, ein eigenes Tuk-

tuk zu haben. Beim unbehaglichen Gedanken an überfüllte Busse oder Züge, schleicht sich eine Idee ein, die ich spontan und ohne meine Partnerin darüber zu informieren, in die Tat umsetzen möchte. Ich halte ein Tuktuk an. Der Fahrer freut sich schon darüber seine Fahrdienste anbieten zu können, um etwas Geld zu verdienen. Doch mir schwebt Anderes vor. »You need Tuktuk?«, fragt er uns nett, »äh, yes, but we wanna rent one«, erwidere ich. Er überlegt kurz, sein Gesicht erhellt sich. Ja, er kenne da jemanden, der Tuktuks verleihen würde. Wir steigen ein, lernen den Verleiher kennen, ein Tuktuk wird gebracht, ich darf eine Probefahrt machen, und zwei Stunden später haben wir unser eigenes Tuktuk. 2.000 LKR (Sri Lanka Rupies), umgerechnet 12 Euro pro Tag, werden vereinbart. Wir sind glücklich, die Geschäftsmänner auch, und am nächsten Tag machen wir uns zeitig auf zum nächsten Ziel.

Mirissa

Linksverkehr, rasende Busse, viel zu breite Laster und die gewöhnungsbedürftige Schaltung des Tuktuks, treiben mir Schweißperlen auf die Stirn. Nach etwa 15 Kilometer Getuckere, bleibt das Ding stehen. Was ist da los? Ich rolle auf dem engen Seitenstreifen aus. Das Benzin kann es nicht sein, der Verleiher versprach einen vollen Tank. Vielleicht irgendetwas mit der Elektrik? Zwei Lankaner sehen uns am Straßenrand stehen und kommen zu uns rüber. »Es ist bestimmt der Tank«, meint der eine. Er schaltet den Hebel auf Reserve, ich starte, ... nichts. Ich starte erneut, und das Gefährt erwacht zum Leben. Es war doch der Tank? Na toll! 400 Meter weiter gibt es zum Glück eine Tankstelle. Ich fülle nach, dieses Mal tatsächlich ganz voll, und wir kommen zügig

weiter. Unterwegs fallen uns die vielen Obststände auf, und wir stoppen gerne für einen leckeren Früchtesnack. Hier gibt es verschiedene Mango-, Ananas- und Bananensorten, Melonen, Papayas, Stern- und Elefantenfrüchte und einige uns unbekanntere Obstsorten. Alles ist stets schön drapiert und mit jeder Menge bunten buddhistischen oder hinduistischen Souvenirs dekoriert.

Der kleine Straßenort Mirissa ist das Hauptziel vieler Touristen aller Altersgruppen. Vor allem jedoch bevölkern junge Backpacker und Surfer den Strand, die die gleichmäßigen Wellen zu schätzen wissen. Wie in allen Touristenorten ist auch hier das Tragen von freizügiger Badebekleidung aus Pietätsgründen auf den Strand reduziert und zahlreiche Schilder weisen darauf hin. An einigen Orten der Ostküste wird sogar empfohlen (vor allem den Damen), auch beim Baden ein T-shirt oder ähnliches zu tragen. Auch beim Besuch von Tempelanlagen oder nähert man sich einer Statue, muss man stets auf angemessene Kleidung achten. Lankaner tragen hierzu meist bunte einheimische Kluft, was bei den Damen dem Sari und bei den Männern dem Sarong entspricht.

Von Mirissa starten ebenfalls erfolgversprechende Walbeobachtungstouren. Sie waren mit ein Grund für unseren Trip nach Sri Lanka, und wir wollen die seltene Chance wahrnehmen, Blauwale zu sichten. Die nördliche Küste von Sri Lanka ist hierfür einer der besten Orte weltweit. Von Dezember bis Anfang April hat man die Möglichkeit, die größten Säugetiere unseres Planeten zu erspähen. Die Tour beginnt im Hafen, wo die Sonne die Bucht in morgendliches Zwielight taucht. Kleine bunte Fischerboote vervollständigen das schöne Bild. Wir, und 25 weitere Walbeobachter, sind guter Hoffnung ... Fünf

Stunden später fahren wir enttäuscht zurück in den Hafen. Ein einziger Buckelwal hat sich blicken lassen, und dieser war auch noch weit weg. Das war's. Der Guide der Bootstour schwört, dass die gestrigen Teilnehmer viele Wale gesehen haben. Schön für sie. Etwas enttäuscht dackeln wir zurück zu unserem feinen Guesthouse. Auf dem Boot unterhielten wir uns mit einem österreichischen Paar, das eine Rundreise von Deutschland aus gebucht hat. Sie zahlten 60 \$ für die Waltour. Wir haben die Tour über unser Guesthouse gebucht und zahlten 17 \$.

Im Baum vor unserer Unterkunft regt sich Leben, und wir können Indische Palmenhörnchen, Ceylon Langschwanz-Baummäuse und Blutsaugeragamen entdecken. Die häufig vorkommenden Echsen können bis zu 45 Zentimeter lang werden und sogar ihre Farbe ändern. Einmal lässt sich eine kleine Horde Ceylon-Hutaffen, auch Toque Makaken genannt, blicken. Mit etwa 50 Zentimeter Körpergröße, zählt der Primat zu den kleinsten aller Makakenarten. Auf Sri Lanka endemisch, bilden sie die zahlreichste Affenart, und man kann sie überall in Gruppen mit bis zu 40 Tieren antreffen. Stoßen Familienbanden aufeinander, kann es zu blutigen Revierkämpfen kommen. Das halb im Spiel und halb im Ernst stattfindende Raufen der halbstarken Jünglinge, hat deshalb einen ernsten Hintergrund. Das Fell des Hutaffen ist überwiegend hellbraun, und sein Name leitet sich von dem hutförmig abstehenden Haarschopf ab. Männchen und Weibchen sind gleich groß, doch die Weibchen haben ein rötliches Gesicht und sind deshalb leicht zu unterscheiden.

Wir bleiben noch ein wenig in Mirissa und genießen leckeres Essen und das Meer.



Palmenhörnchen, Hutaffen, Mirissa Beach, Blutsaugeragame

Tissamaharama, Yala Nationalpark

Von einem sicheren Fahrgefühl kann man bei der unüberschaubaren Verkehrslage Sri Lankas wohl nie sprechen, aber zumindest habe ich den Dreh raus, was das Tuktuk angeht. Wir machen uns also auf, zu unserer ersten längeren Fahrt. 120 Kilometer sind es bis nach Tissamaharama, von wo aus Touren starten, zum wohl bekanntesten Nationalpark Sri Lankas.

Jährlich besuchen über 150.000 Wildtierbegeisterte, oder solche die den Yala Park als abzuhakendes Ziel betrachten, das über 1.500 km² große Schutzgebiet. Der Park ist flächenmäßig in Blöcke unterteilt, und nur Block I, ein kleiner westlicher Teil, ist für Besucher geöffnet. Das kommt zweifellos den Tieren zugute, die sich bei Bedarf in die ruhigeren Blöcke zurückziehen können. Das Terrain besteht aus Savannenlandschaften und ist mit Teichen und Seen gesprenkelt. Seine nördliche Grenze bildet die einsame Küste im Nordosten des Landes. Die Landschaft erinnert an afrikanische Savannen, und auch die Tiervielfalt lässt auf den ersten Blick Gemeinsamkeiten erkennen. Schaut man jedoch genauer hin, erkennt man, dass sich die Arten unterschiedlich entwickelt haben. Es gibt Sri Lanka Elefanten, Schakale, Mangusten, Lippenbären, Wasserbüffel, Krokodile, zwei Affenarten, Muntjak-Hirsche, Warane, Wildschweine und über 120 Vogelarten. Doch der König der Savanne ist hier der Leopard, die größte Raubkatze Sri Lankas. Unser primäres Ziel sind jedoch die Elefanten und Mangusten (Indische Mungos), da wir eine Leopardsichtung ehrlich gesagt für äußerst unwahrscheinlich halten. Nach dem Lateinamerikatrip wissen wir, wie schwierig es ist, Raubkatzen in der Natur zu entdecken.

Nachdem wir Tissamaharama, kurz Tissa genannt,

nach einer fünfstündigen Fahrt gesund erreicht und unsere schöne Unterkunft gefunden haben, buchen wir sogleich eine Tour in den Park. Als wir früh am Morgen des nächsten Tages mit unserem Allrad-Geländewagen am Eingang des Parks ankommen, trifft uns, gelinde formuliert, der Schlag. Etwa 100 andere Geländewagen stehen bereits dicht an dicht am Straßenrand und warten darauf, dass ihnen Einlass gewährt wird. Es ist unsere allererste Safari dieser Art und ich bin mir unschlüssig, ob das alles so richtig ist. Anscheinend gibt es, was die Anzahl an Autos betrifft, keine Regulierung. Und nicht nur das. So ziemlich jeder, der einen Geländewagen besitzt, kann ihn mit Gästen füllen, bekommt einen Guide gestellt und kann in den Park fahren. Wir warten ab was passiert, und nach einiger Zeit, ist das Gedränge tatsächlich nicht mehr so groß. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem wir einen Lippenbären entdecken. Plötzlich bricht Hektik aus und Fahrzeuge rasen von überall her auf die Stelle zu. Zwanzig Sekunden später ist das scheue Tier auch schon wieder im nächsten Dickicht verschwunden. Zwischen den heranrasenden Autos wurde es teilweise ziemlich eng auf der Piste und es ist verwunderlich, dass kein Unfall passiert ist. Lippenbären kommen nur im südlichen Asien vor, vornehmlich jedoch in Indien und Sri Lanka. Die verhältnismäßig kleinen Bären besitzen ein schwarzes Fell und ernähren sich größtenteils von Insekten und Termiten. Ihre verlängerte Unterlippe, von der auch ihr deutscher Name stammt, hilft ihnen dabei, die kleinen Tierchen aufzunehmen. Sie werden durchschnittlich 1,6 Meter lang und können bis zu 140 Kilogramm wiegen. Sie sind gute Kletterer und können sich an viele Landschaftsarten und Klimazonen anpassen. Eine Sichtung im Yala

Nationalpark ist selten, deshalb freuen wir uns riesig darüber.

In den Teichen mampfen Wasserbüffel gemütlich an Wasserpflanzen, während viele Wasservögel, wie Schwarzkopfbisse, Rosa Löffler oder Buntstörche im Seichten nach kleinen Fischen jagen. Buntstörche sind hier relativ häufig. Ihr Lebensraum erstreckt sich von Indochina bis nach Sri Lanka und man findet sie oft an kleinen Teichen, wo sie gerne als Gruppen zusammenstehen. Das Besondere an dem bis zu einem Meter großen Schreitvogel, sind seine rosafarbenen Rückenfedern. Durch diese schöne Farbvariante sticht er im Vergleich zu seinen Artverwandten hervor. Er ist zudem der einzige seiner Familie, dessen Schnabel durchweg orange-gelb ist. Wie fast bei allen Wasservögeln, besteht seine Diät aus Fröschen und kleinen Fischen.

Und dann war es endlich soweit, unser erster Elefant. Asiatische Elefanten sind grundsätzlich etwas kleiner, als ihre afrikanischen Artverwandten. Auch ihre Ohren sind im Verhältnis gesehen nicht so groß. Der Sri Lanka Elefant stammt vom Indischen Elefanten ab und unterscheidet sich von diesem nur durch seine etwas hellere Haut und aufgrund der Tatsache, dass nur etwa zehn Prozent der Tiere Stoßzähne besitzen. Elefanten sind im Buddhismus heilig. Doch nur große Bullen mit ausgeprägten Stoßzähnen werden bei festlichen Umzügen geschmückt und verehrt. Sie gelten als etwas Besonderes, weil sie selten sind. Um ihren Bedarf an Nahrung decken zu können, benötigen sie weit über 100 Kilo Grünzeug am Tag. Deshalb sieht man sie eigentlich nur beim Fressen.

Auf der weiteren Fahrt entdecken wir viele Sambar- und Axishirsche. Letztere sind zahlreicher und gut an

ihren vielen weißen Punkten zu erkennen. Die größeren Sambarhirsche, ihre Geweihe können über einen Meter Länge erreichen, haben dagegen ein dunkleres graubraunes Fell, und wir sehen sie nur aus einiger Entfernung. Schließlich halten wir an einem halbrunden Felsen, und nachdem sich unsere Augen auf Großes eingestellt haben, entdecken wir den kleinen Indischen Mungo erst, nachdem der Guide uns darauf hinweist. Mungos sind eine Mangustenart und kommen ausschließlich in Asien vor. Ihre engsten Verwandten sind die afrikanischen Erdmännchen und Zebromangusten. Die niedlichen, braun-grau-gesprenkelten Säugetiere werden (mit Schwanz) bis zu 80 cm lang und stellen sich gerne auf die Hinterbeine, um ihre Umgebung besser zu überblicken. Eine Aufnahme eines stehenden Mungos gelingt uns kurze Zeit später, als wir drei weitere Tiere finden können.

Erfreut kehren wir zum Hotel zurück. Der Verkehr im Yala Nationalpark hat uns glücklicherweise nicht weiter gestört.

Bundala Nationalpark

Tags drauf leisten wir uns noch einen Besuch im kleinen aber feinen Bundala Nationalpark. Dessen Eingang befindet sich nur 20 km südöstlich von Tissa. Der Park erstreckt sich etwa 22 km entlang der Küste und ist ebenfalls durchsetzt von vielen Seen und Teichen, kleinen Wäldern und struppigem Akaziengebüsch. Nachdem uns die Landschaft im Yala Nationalpark sehr beeindruckt hat, setzt Bundala noch einen drauf. Der Besucherandrang ist, mit nur drei Geländewagen, übersichtlich. Gleich unweit des Eingangs halten wir an einem großen ausladenden Baum, da sich dort einiges regt.

Eine Gruppe von etwa 20 Tieren springt wie wild durch die Baumkrone. Es sind Hanuman-Languren, wegen der Farbe ihres Fells auch Graue Languren genannt. Ihr Name stammt von einem indischen Gott in Affengestalt, was ihnen hier und in Indien Heiligenstatus erbringt. Im Durchschnitt sind ausgewachsene Tiere 60 cm groß, wobei ihr Schwanz bis zu 110 cm lang werden kann. Sie gehören zur Unterfamilie der Schlankaffen. Dank ihrer langen, muskulösen Beine, können sie beim Springen leicht Distanzen von über fünf Metern überwinden, um von Ast zu Ast zu gelangen. Ihre schwarzen Augenbrauen sind sehr ausgeprägt und ragen, wie zu lange Wimpern, waagrecht hervor. Was vielen männlichen Primaten der Spezies Mensch wohl sehr gelegen kommen würde, ist bei den Hanuman-Languren Gang und Gebe. Die meisten Gruppen bestehen nämlich aus Haremsrudeln, wobei das Oberhaupt das Männchen bildet, welches mehrere Weibchen und den gemeinsamen Nachwuchs um sich scharft. Andere Gruppen sind Zusammenschlüsse aus jungen männlichen Tieren, welche noch keine Familie gegründet haben. Treffen Gruppen aufeinander, kann es zu blutigen Kämpfen kommen, bei denen die Junggesellen versuchen, dem Haremsoberhaupt sein Gefolge abspenstig zu machen und dessen Gruppe zu übernehmen.

Der schöne Park ist berühmt für seine Vogelvielfalt. Zweihundert, der über 420 Arten, die auf der Insel vorkommen, kann man hier entdecken. Wir staunen nicht schlecht, als wir gleich drei Arten von Bienenfressern, auch Spinte genannt, beobachten können. Der Smaragdspint, der Braunkopfspint und der Blauschwanzspint lassen sich blicken. Auf den vierten und letzten, den Europäische Spint, müssen wir verzichten. Spinte haben

einen schwarzen, dicken und sehr stabilen Schnabel, den sie beim Insektenfang geschickt einsetzen können. Wenn sie ihre Lieblingsspeise fangen, wetzen sie sie so lange gegen einen Ast, bis sich der giftige Stachel und der Giftsack lösen. Erst dann vertilgen sie die Beute. Die schönen, bunten Vögel standen ebenfalls ganz oben auf unserer Wunschliste, und wir sollten sie noch des Öfteren zu sehen bekommen. Eine einmalige Sichtung ist der Wiedehopf, der einige Zeit später nur fünf Meter vor uns im Gras nach Würmern sucht und sich nicht dabei stören lässt. Wir freuen uns sehr, den Vogel zu entdecken, weil wir ihn schon in der deutschen Oberrheinebene vergeblich gesucht haben. Dorthin migriert er von Mai bis September aus Asien und Afrika. Elefanten, Wasserbüffel und viele Hirsche lassen sich auch hier wieder blicken. Und wir fahren an die traumhaft wilde Küste, um den Ausblick zu genießen. Kurz nach dem Verlassen des Parks, sehen wir erneut eine große Gruppe Languren. Dieses Mal mit vielen Jungtieren, die zum Trinken an einen kleinen Bach, gleich neben der Straße, gekommen sind.

Zurück in Tissa, bekommen wir einen Tipp von einem Lankaner: Wir sollten uns abends unbedingt die großen Bäume am Tissasee ansehen, der sich am nördlichen Rand der Stadt befindet. Gesagt, getan. Seen wie diesen gibt es hunderte in ganz Sri Lanka. Sie wurden vor Jahrhunderten als Wasserspeicher angelegt und werden »tanks« genannt. Auch dieser Trip lohnt sich. In den Bäumen hängen tausende von Indischen Riesen-Flughunden kopfüber in der Abendsonne. Doch der richtige Spaß beginnt, als sich die Sonne auf den Horizont herabsetzt. Die Tiere werden aktiv und erwachen mit lauten Gekreische aus ihrem Tageskoma. Einige Mi-

nuten später ist der Himmel voll von den nachtaktiven Säugetieren. Ihre Fledermausflügel erreichen leicht eine Spannweite von über einem Meter, und ihre Nahrung besteht ausschließlich aus Früchten. Der englische Name »Flying Fox«, bezieht sich auf ihre Kopf- und Gesichtsform, die dem Fuchs sehr ähnelt.

Wir bleiben noch einen Tag in Tissa, und Stella schaut sich, zusammen mit zwei netten deutschen Mädels, eine traditionelle Parade an. Dabei wird einem alten Elefanten gehuldigt, und viele schöne Kostüme und Tänze werden vorgeführt. Über Kataragama und Buttala fahren wir am nächsten Tag um den nördlichen Teil des Yala Nationalpark herum, um an die Ostküste der Insel zu gelangen.



Sri Lanka Elefant, Lippenbär und Indischer Mungo



Hanuman Langur, Braunkopfspinte, Buntstorch, Ceylonhuhn

Arugam Bay, Kumana Nationalpark

Im kleinen Küstenörtchen Arugam Bay geht es ausgesprochen ruhig zu, was daran liegt, dass momentan Regenzeit herrscht. Von Regen ist jedoch weit und breit keine Spur, und wir können das Gebiet in Ruhe erkunden. Wir haben eine nette Bleibe direkt am Strand gefunden und wollen von hier aus in den Kumana Nationalpark. Der Park umfasst im Grunde die östlichste Region des Yala Nationalparks. Bis vor Kurzem trug er deshalb noch den Namen Yala-Ost. Sie unterscheiden sich nicht sehr, doch sein Bewuchs scheint etwas dichter, und wegen seiner Abgeschiedenheit, wird er weitaus weniger besucht. Auf den Grasflächen im Park verweilen viele Pfaue, und einige davon zeigen sich sogar in ihrer vollen Pracht. Balzende Männchen können ihre, bis zu 1,6 Meter langen, Oberschwanzdeckfedern zu einem Rad aufschlagen, um ihre schillernden Pfauenaugen zu demonstrieren. Mit schnellen Bewegungen schütteln sie daraufhin ihr Federkleid um Weibchen anzulocken. Unser Exemplar präsentiert sich direkt vor uns auf der staubigen Fahrspur und zwingt uns anzuhalten. Wir sind glücklich und wünschen ihm, dass er es auch wird. Die bunten Hühnervögel werden ebenfalls gerne als Ziervögel gehalten. Sie in der Wildnis herumstolzieren zu sehen, ist großartig. Auch hier gibt es wieder die üblichen Tiere und eine große Anzahl Wasservögel zu sehen. Zudem laufen uns noch zwei Goldschakale über den Weg. Zum Großteil sind die Verwandten der Wölfe in den tropischen und subtropischen Regionen Asiens unterwegs, doch im Südosten Europas leben ebenfalls mehrere Exemplare. Die Tour hat uns gut gefallen, und auch die Ebenen südlich von Arugam Bay sind Erkundungstrips wert. Solche unter-

nehmen wir während unseres Aufenthalts auch gleich mehrmals. Elefanten, Krokodile und Hanuman-Languren, aber auch einige Bienenfresser, Schwarz- und Buntstörche treiben sich in der überwiegend von Marschland geprägten Küstenregion herum.

Gleich neben unserem Hotel gibt es ein kleines Restaurant, das wir zu unserem Stammlokal auserkoren haben. Der nette Koch macht nämlich fantastische Rotis. Das sind gefüllte Teigfladen, und sie können herzhaft, z.B. mit Gemüsecurry, aber auch süß, z.B. mit Schokolade und Bananen, zubereitet werden. Zugegeben: preislich sind die Leckereien in diesem Restaurant etwas teurer als in anderen Läden, doch da sie reichlich gefüllt, stets frischgebacken und bisher die besten in Sri Lanka sind, schauen wir uns erst gar keine andere Lokalität an. Das Gute liegt tatsächlich nah. Der Koch war dann noch so nett und hat uns auf Anfrage die Herstellung demonstriert. So viel steht fest: Das wird nachgekocht, wie auch immer das geschmacklich endet. An den Tisch neben uns setzt sich eine französische Familie, und die Eltern erzählen, was sie so erlebt haben. Sie waren bisher nur in einem Nationalpark, ganz im Nordosten, und haben noch nicht so viele Tiere gesehen. Was sie jedoch gesehen haben war einen Leoparden. »Was?« »Ja, einen Leoparden.« Von da an durchlöchern wir die Eltern mit unseren Fragen. »Und ihr seid euch sicher?« »Ja, es war ein Leopard.« Wir rekapitulieren, besprechen und diskutieren unseren weiteren Plan. Eigentlich wollten wir nicht in diesen Teil Sri Lankas, da andere Parks mehr Tiersichtungen und vor allem mehr Chancen auf die Wildkatze versprechen. Die Insel ist zwar nicht groß, doch mit dem Tuktuk sind die Distanzen doch enorm. Trotzdem ist der Wilpattu Nationalpark

nun mal im Nordwesten. Was will man machen? Planänderung! Wir entscheiden uns für den langen Trip quer über die Insel.

Am Abend erreicht uns dann noch ein Anruf. Der Tuktuk-Verleiher ist dran und fragt mich freundlich wie es geht. »Gut« sage ich »und selbst?« »Ganz o.k.« Doch er hat eine beunruhigende Nachricht parat. Es gibt eine Tsunamiwarnung. Vor der Insel Sumatras gab es wieder ein Beben, und wir sollen achtsam sein und auf die Sirenen hören, die bei akuter Gefahr losheulen. Sollte das der Fall sein, sollen wir uns auf das Tuktuk schwingen und ins Landesinnere flüchten. Von da an war die Stimmung nicht mehr so gut. Ins Landesinnere? Das ist zunächst flach wie eine Pizza ohne Belag, und der nächste Hügel ist über 30 Kilometer entfernt. Wie sollen wir das mit dem Tuktuk, mit einer Höchstgeschwindigkeit von schätzungsweise 60 Kmh, denn schaffen? (Der Tacho ist kaputt, Geschwindigkeitsangaben sind deshalb ohne Gewähr) Wir besprechen uns mit den anderen Gästen und dem jungen Mitarbeiter des Hotels. Wir sind die einzigen mit fahrbarem Untersatz, und der Platz im Tuktuk ist begrenzt. Einige der anderen, etwas jüngeren Gäste bekommen offenkundig Panik. Wir verfolgen das Geschehen aufgeregt im Internet. Eine scheinbar endlose Dreiviertelstunde später kommt die Meldung: Entwarnung! Die unterirdische Erdbewegung verursachte keinen Tsunami. Erleichterung macht sich breit, doch die Nacht ist nur von wenigen Tiefschlafphasen durchsetzt.

Am nächsten Tag machen wir uns auf die erste Etappe, 120 km die Ostküste Richtung Norden, nach Batticaloa.

Die Ostküste

Die Küstenstraße ist wenig befahren, und Stella möchte das Tuktuk testen. Gerne, denn nach zwei Stunden wird es anstrengend. Nach einer kurzen Einweisung fahren wir weiter. Fünf Minuten später stecken wir auch schon in der ersten Polizeikontrolle. Prima. Zunächst kommen die üblichen Fragen: »How are you?«, »where from?«, das »are you« wird gerne weggelassen, »passports and drivers licence, please«. Stella zeigt ihren Pass und den deutschen, noch auf rosa Papier gedruckten, Führerschein. Ob wir denn keinen Internationalen, bzw. Sri Lankanischen Führerschein hätten? »Öhm, nein«, antworten wir kopfschüttelnd. »In Sri Lanka braucht man aber eigentlich einen«, erwidert er. Wir geben zu Protokoll, dass wir das nicht wussten, woraufhin er sich bedankt, uns freundlich einen guten Tag wünscht und dann weiterwinkt. Dafür sind wir dem Beamten sehr dankbar, denn natürlich wussten wir, dass man einen zusätzlichen Führerschein benötigt, aber da Lakaner nun mal nett sind, zum Glück auch dieser Polizist, hat er ein Auge zugeedrückt.

In Batticaloa finden wir schnell unsere gebuchte Bleibe und haben eine verkürzte Nacht, weil wir uns früh wieder auf die gepolsterten Tuktuk-Bänke schwingen, um uns auf die bisher längste Etappe zu begeben. 130 Kilometer geht es weiter in nördliche Richtung, zur größten Hafenstadt der Ostküste.

Trincomalee

Der Hafen in Trincomalee ist einer der größten natürlichen Tiefseehäfen der Welt, wird heute aber nur noch selten von großen Frachtschiffen angefahren, da er beim Tsunami starke Schäden davontrug. Am späten Nach-

mittag wollen wir auf einen Hügel im Osten der Stadt. Hier soll man vom Cliff of Trincomalee einen Blick auf vorbeiziehende Wale erhaschen können. Was wir nicht wissen ist, dass sich am höchsten Punkt des Felsens ein großer Shivatempel befindet, der Koneswaram Tempel. Viele Gläubige und ganze Schulklassen finden sich just zu der Zeit unseres Besuches hier ein. Zwei nette Mädels freuen sich wohl uns zu sehen und machen gleich mal mehrere Fotos. Wir finden das alles sehr lustig, doch einen Walbeobachtungsposten entdecken wir nicht, von Walen ganz zu schweigen.

Anuradhapura, Wilpattu Nationalpark

Die restlichen 110 Kilometer, von Trinco quer über die Insel nach Anuradhapura, sind ein Klacks, und die ausgesuchte Unterkunft sollte gute Möglichkeiten für Touren in den Nationalpark bieten. Nach Gesprächen mit dem Hotelbesitzer und Tourorganisator stellt sich heraus, dass dem auch so ist, jedoch mit dem kleinen Nachteil, dass wir uns selbst um die Fahrt zum Nationalpark kümmern müssen. Zum Glück haben wir ein Tuktuk, das uns zum 30 Kilometer weiter westlich gelegenen Parkeingang bringen kann. Dieser befindet sich an einer Einmündung auf dem Highway 12, welcher Anuradhapura und Puttalam verbindet. Glücklicherweise wartet dort dann tatsächlich der Guide mitsamt Geländewagen auf uns. Die Vegetation und Landschaft des Wilpattu Nationalparks ist insgesamt mit denen der anderen Parks zu vergleichen. Mit 1080 km² ist er der größte und gleichzeitig älteste Park der Insel. Seen und Tümpel, Regen- und Trockenwälder, Grasebenen und dichtes Gebüsch wechseln sich ab, zum Meer hin kommt feuchtes Marschland hinzu. Allerdings sind durch die

menschliche Ausbreitung vor allem große Teile der Randgebiete durch Bebauung und Abholzung bedroht. Sogar einige Kilometer innerhalb des Parks befindet sich noch eine Siedlung. Täglich verkehren hier mehrere Autos und Busse. Auch was den Tierreichtum angeht, ist der Park vergleichsweise etwas weniger gut bestückt. Wir fahren über zwei Stunden, tief in den Park hinein, bis wir an einen größeren See gelangen. Auf dem Weg entdecken wir einen Muntjak-Hirsch. Die kleine Hirschart ist, dank der dunkelbraunen Färbung, gut im Dickicht getarnt. Das Geweih des Tieres bilden lediglich zwei kurze stumpfe Auswüchse. Dass wir den Hirsch sehen konnten, verdanken wir den guten Augen des Fahrers. Im See verweilt ein großer Elefantenbulle und bespritzt sich mit Hilfe seines langen Rüssels mit Wasser. Es ist später Nachmittag, die schwüle Hitze ist wohl zu viel für den grauen Riesen, und er kühlt sich sichtlich genüsslich ab. Für die Leopardsuche sind spätnachmittags oder abends die besten Zeiten, da sie dann am aktivsten sind. Wenn sie faul im hohen Gras liegen, hat man wenig Chancen. Der Fahrer erklärt uns noch, dass hier am See der beste Ort für Sichtungen der großen Raubkatze sei und dass sie am Morgen noch ein Exemplar gesehen hätten. Das ist ja schön, denken wir uns ironisch, doch wir haben leider wieder einmal kein Glück. Nach den Strapazen, der insgesamt fast 400 km langen Anfahrt, sind wir verständlicherweise mehr als enttäuscht, als wir uns kurz darauf wieder auf den Rückweg begeben. Der Fahrer ist ebenfalls wenig beglückt und biegt, wenige hundert Meter weiter, in eine unscheinbare Abzweigung ab. Ein Geländewagen steht vor uns auf der engen, sandigen Piste und macht keine Anstalten auszuweichen, um uns passieren zu lassen.

Zwei Sekunden später verstehen wir weshalb. Etwa fünfzig Meter vor dem Jeep steht das Tier der Tiere. Die charakteristische Zeichnung lässt keinen Zweifel zu. Doch unser Blick ist durch das Auto vor uns versperrt, und wir können den Leoparden nur schlecht sehen. Seinen Kopf hat er ins Dickicht gereckt, und wir müssen uns weit aus dem Wagen lehnen, um zumindest seine Rückenpartie zu erkennen. Kurz darauf verschwindet auch diese im Wald. Mist, so nah dran. Der Fahrer gibt nicht auf und wittert eine letzte Chance. Er fährt rückwärts, wendet, und auf einer weiteren engen Piste um den Waldabschnitt herum. Wir trauen unseren Augen nicht, als wir den Leoparden kurz darauf ganz entspannt, nur weniger Meter vor uns, auf dem Weg sitzen sehen. Er scheint uns nicht einmal wahrzunehmen, als er aufsteht und gemütlich auf uns zu spaziert. Nur noch zwanzig Meter, dann nur noch zehn. Mir wird etwas mulmig, doch das Tier ist völlig gelöst und ich beobachte es mit wachsender Aufregung. Als der Leopard nur noch sechs Meter vor der Stoßstange steht, bewegen wir uns langsam rückwärts. Der Raubkatze genügt die Begegnung mit Menschen daraufhin offensichtlich, sie biegt ab und verschwindet ins Dickicht. Oh yes, was für eine geniale Erfahrung. Die Anspannung fällt ab, der Guide ist stolz, und mit glasigen Augen fahren wir hinaus aus dem Park und sind stumm vor Freude.

Der Leopard

Mit durchschnittlich 140 Zentimeter Körperlänge (der Schwanz kann zudem über einen Meter lang werden), ist der Leopard die viertgrößte Raubkatze. Er kommt überwiegend in Afrika und Asien vor. Da er sehr anpassungsfähig ist, hat sich sein Verbreitungsgebiet im Laufe

der Zeit vom Westen Afrikas, über die arabische Halbinsel, bis nach China und Russland ausgeweitet. Die Sri Lanka Leoparden sind dabei die körperlich größte Unterart. Sichtungen sind trotzdem selten. Da seine Zeichnung ihn im Unterholz sehr gut tarnt und er ein bis zu 100 km² großes Jagdgebiet beansprucht, ist es schwierig, ihn zu erspähen. Seine ausgereifte Jagdtechnik macht ihn zum erfolgreichsten Jäger der Savanne. Auch weil er nahezu ein Allesfresser ist und selbst Vögel, Mäuse oder Käfer nicht verschmäht, ist er anderen Großkatzen hinsichtlich der Nahrungsfindung überlegen. Ist der Leopard nicht auf der Jagd und trabt gemütlich über die Graslandschaft, reckt er seinen Schwanz nach oben, was den eigentlichen Beutetieren, wie den Hirschen oder Wildschweinen, signalisiert, dass sie momentan nichts zu befürchten haben.

Zwar ist sein Bestand als nur gering gefährdet eingestuft, doch die Jagd auf ihn, meist wegen seines schönen Fells oder fehlgeleiteter Zurschaustellung von Männlichkeit, hat sein Vorkommen stark reduziert. Von den Sri Lanka Leoparden soll es nach letzten Schätzungen nur noch 600 geben.

Kreuz und Quer

Von Anuradhapura wollen wir uns nun ganz allmählich wieder in Richtung Süden und zurück ans Meer begeben, um die restliche Zeit zu entspannen. Schließlich sind es die letzten Tage der Reise, bevor die Wiedereingewöhnungsphase ins deutsche Leben los geht. Bevor wir uns auf den Weg machen, schauen wir uns noch die bekannten alte Ruinen der Stadt an und einige der zahlreichen Hindutempel und Buddhastatuen. Die Mitte der Insel, wo sich die Touristenhochburg Kandy befindet,

wollen wir umfahren. Der belebte Wallfahrtsort, in dem sich vieles um die beiden Haupt-Glaubensrichtungen dreht, liegt im Zentralen Hochland, was dem Tuktuk wohl nicht gut tun würde.

Wir fahren zunächst nach Dambulla, 60 km Richtung Süden, von wo aus man leicht den Sigiriya Rock erreichen kann. Der 200 Meter hohe Monolith, der auch Löwenfelsen genannt wird, birgt auf seiner platten Oberfläche eine historische Ruine, die gerne von den Einheimischen als Wallfahrtsstätte genutzt wird. 30 Dollar Eintritt müssen Interessierte berappen. Wir betrachten den Felsen aus der Entfernung. In der Nähe von Kurunegala verbringen wir eine regnerische Nacht in einem Guesthouse einer äußerst freundlichen Familie, bevor wir uns auf den 160 km langen Trip zurück zur Westküste begeben. Das Ziel ist Induruwa. Fast sieben Stunden verbringen wir auf den verkehrsreichen Straßen, die sich durch grüne Berge und enge Täler winden. Der Verkehr ist wieder einmal ausgesprochen hitzig. Und wenn mich jetzt noch einmal einer so knapp schneidet oder anhupt, beiße ich ihm den Kopf ab, und er kann zusehen, wie er nach Hause kommt.

Induruwa

Unsere Gastgeber des kleinen und feinen Hotels, direkt am vergleichsweise einsamen Induruwa Strand, empfangen uns sogleich mit offenen Armen. Die sympathische Atmosphäre und die tolle Lage erleichtern uns die Entscheidung, die restlichen Tage, bis zur Abgabe des Tuktuks, hier zu verbringen.

Induruwa ist ein kleines Dorf, etwa 90 km südlich von Colombo. Die nächste Stadt, Aluthgama, liegt nur acht Kilometer nördlich. Wir lernen andere Gäste des

Hotels kennen. Sie sind sehr nett, und wir unternehmen gemeinsam Ausflüge ins Hinterland. Täglich schaufeln wir im Unverstand Rotis, Curries und andere Leckereien in uns hinein. An einem Abend teilen wir mit unseren zwei liebsten Reisebekanntschaften, mit denen wir uns mehrere Male auf dem Trip getroffen haben und auch hier wieder verabredeten, den lankanischen Palmenschnaps Arrak. Lecker und lustig, aber böse. Bei einem Spaziergang zu einem nahegelegenen Buddhatempel können wir dann auch noch die dritte Affenart Sri Lankas beobachten. Weissbartlanguren kommen nur in wenigen Waldgebieten auf Sri Lanka vor. Da wir bis jetzt noch kein Glück hatten, sind wir umso erfreuter, als wir sie hier so unverhofft im Baum sitzen sehen. Der beste Ort für die Languren ist das Sinharaja Forest Reserve, im inneren Südwesten. Die 60 Zentimeter großen, tagaktiven Primaten besitzen ein grau-braunes Fell, doch ihre markante Eigenart ist der weiße, seitlich wachsende Kinnbart. Die Sichtung bleibt einmalig, denn als ich später zurückkehre, um sie filmen zu können, sind sie nicht mehr aufzufinden. Nach sechs entspannten Tagen in Induruwa, verlassen wir schweren Herzens unsere Unterkunft und müssen uns wieder nach Hikkaduwa aufmachen.

Bye bye Tuktuk

Während des Trips quer durch die Insel ist uns zu Ohren gekommen, dass einige Tuktuk Verleiher durchaus günstigere Konditionen anbieten. Wir telefonieren also mit unserem Mann und bekommen das Gefährt gerne noch kostenlos zwei Tage länger. Vor dem Deal wurde uns ein neues Tuktuk versprochen. Unseres war leider alles andere als das. Doch letztlich bringt es uns ans

Ziel, und wir machen Witze darüber, dass weder der Tacho, noch der Rückwärtsgang, noch die Handbremse funktionieren. Was soll's. Wir sind wieder in Hikkaduwa und hatten großen Spaß an den verwunderten Blicken der Einheimischen, als sie Weißgesichter am Steuer des Dreirads an sich vorbeifahren sahen.

Gegenüber unseres Gästehauses ist einer der vielen kleinen Essenslokale. Davor prangt ein Schild, »Die besten Rotis der Insel«. Zweifelnd wollen wir das testen und müssen bei der Verkostung nur müde lächeln ..., wir wissen es besser.

Bye bye Sri Lanka

Die letzten Tage füllen sich mit etwas Wehmut. Die Reisegestaltung bescherte uns sozusagen eine Auszeit von der Auszeit. Es fühlte sich sogar an manchen Stellen an wie Urlaub. Sri Lanka hat uns ausgesprochen gut gefallen. Einige würden sagen: »I loved it«. Mit einer gewissen Verweigerungshaltung und unserer Tuktuk-Freiheit beraubt, steigen wir in den Zug, fahren wieder die Küste hoch und zu dem Hotel, welches wir auch schon bei der Anreise gewählt hatten. Wir besorgen uns noch einige Gewürze und Mitbringsel für die lieben Daheimgebliebenen, und ein ausgesprochen leises Tuktuk bringt uns schließlich zum Flughafen. Sri Lanka, bis bald!!!



Pfau ♂, Indischer Flughund, Goldschakal



Sri Lanka Leopard, Wilpattu NP



Eindrücke aus Sri Lanka

Die Insel hat sich den Frieden hart erkämpft, und dass heute Buddhisten, Hindus und Muslime so ein friedliches Miteinander vermitteln, ist erstaunlich und vorbildlich. Anders als in Indien, wird man hier nicht belagert und die Privatsphäre, genauer gesagt die persönliche Komfortzone, wird eingehalten. Überbevölkerung, Armut oder das Kastensystem und alles was dieses mit sich bringt, scheinen hier in weiter Ferne, was das Land zu einer erfrischenden Alternative zu Indien macht. Das sympathische Gemüt der Einheimischen empfanden wir als äußerst angenehm. Natürlich haben wir selbst auch stets freundlich agiert. Die Gastfreundlichkeit ist nicht gespielt, und alle sind sehr hilfsbereit. Auch was den Schutz der Natur angeht, bemühen sich viele Menschen zumindest die Parks zu erhalten. Trotz ihrer Bildung, der Einführung des Pfandflaschensystems und gelegentlicher Mülltrennung, findet man trotzdem hier und da viel Unrat. Bezüglich der Touristenpreise hat man zwar immer wieder das Gefühl der Abzocke, doch das ist weitaus weniger der Fall, als in Lateinamerika. Vermutlich bringt der Tourismus das zwangsläufig mit sich. Menschen können nun mal nicht aus ihrer Haut. Von Deutschland kennt man das trotzdem anders (außer man nähert sich einer Autowerkstatt). Wer seinen religiösen Horizont erweitern möchte, findet auf Sri Lanka eine gute Gelegenheit. Der Glaube nimmt einen hohen Stellenwert ein, was an den tausenden von kleinen und großen Tempeln und Statuen erkennbar ist, die gerne als Gebetsstätten aufgesucht werden.

Gästehäuser sind eine wunderbare Alternative zu Hotels, oder den gelegentlichen Hostels. Die Gastgeber

waren durchweg nett und hatten zahlreiche Tipps auf Lager. Auch von dem Wissen der Lankaner über ihr Land, waren wir positiv überrascht. Nachdem es in Lateinamerika ab und zu schwierig war, auch nur Auskunft über den nächsten Bäcker zu erhalten, wissen Lankaner wo sie sich befinden und bieten gerne ihre Hilfe an.

TIERE

Die bekannten Tierarten Sri Lankas kann man relativ leicht in einigen der zahlreichen Nationalparks entdecken. Ob Geländewagensafaris eine gute Wahl sind, bleibt fraglich, da ich keinem Tier unterstellen mag, dass es Motorgeräusche und Abgase gut findet. Aber wer weiß. Die Tiere scheinen sich nicht gestört gefühlt zu haben oder sind es mittlerweile gewohnt. Außer der Elefant im Bundala Nationalpark, der es nicht nett fand uns zu sehen und sich laut brüllend ins nächste Dickicht geschoben hat. Die Organisation der Parks, die wir besucht haben, ist gut durchdacht. 100 Jeeps im Yala Nationalpark sind allerdings bei Weitem zu viel. Vermisst haben wir Blauwale, das Sri Lanka Chamäleon, und den nachtaktiven Roten Schlanklori. Die kleine Insel bietet 14 Nationalparks und einige andere Schutzgebiete. Wer nach Elefanten Ausschau halten mag, hat im Uda Walawe Nationalpark die besten Chancen gleich auf ganze Herden zu treffen. Für Taucher ist der Pigeon Island Nationalpark nahe Trincomalee die beste Alternative.

FÜTTERUNG

Roti: gefüllte Teigspeise; Kottu: zerhacktes Roti mit Gemüse; Coconut-Sambol: aus Kokosnußraspeln und Chili hergestellte Beilage für alles; Curry: Reis mit einer un-

endlichen Auswahl an Gemüsen, Fleisch- oder Meeresfrüchten-Curries; Hoppers: hauchdünne Reispfannkuchen; Stringhoppers: lange dünne Reismudeln oder Pittu: herzhaftes Linsenbratlinge, sind nur eine Auswahl an kulinarischen Leckereien. Das Beste daran: alles gibt es überall. Auch das einheimische Lion-Bier ist schmackhaft und Arrak ist in Maßen zu genießen.

GEFAHREN

Während unserer Zeit auf Sri Lanka konnten wir uns mehr und mehr entspannen, was Gefahren von kriminellen Machenschaften angeht. Lateinamerika hat uns geimpft, doch für Sri Lanka war das nicht nötig. Wir hätten vermutlich sogar unsere Rucksäcke im Tuktuk lassen können. Tierische Gefahren haben wir keine erlebt. Es gibt zwar giftige Schlangen und Spinnen, doch wir haben leider keine gesehen. Malaria, Dengue- oder Chikungunyafieber sind zwar nicht ausgeschlossen, Insektenschutz war aber zur Zeit unseres Aufenthalts nicht von Nöten. Der Straßenverkehr ist zugegeben halbschwerer, und viele hielten uns für absolut bekloppt, sich eigenständig mit dem Tuktuk auf die Straße zu wagen. Das ist wohl auch der Grund, weshalb wir sonst keine Touristen im Dreirad gesehen haben.

REISEDATEN

★19.02. - 20.03.2016★

- Reisedistanz mit dem Tuktuk, ca. 1.150 Kilometer
- Längster Trip: 160 Km, 7 Std., Kurenagala nach Induruwa
- Bestes Roti der Insel: Arugam Bay

ZUM REISEN

Unsere Reise war in mehrerer Hinsicht ungewöhnlich. Sich Tiere oder Nationalparks als Reiseziele auszusuchen ist unüblich, und ein wenig irre scheint es, sich mit 41 Jahren heraus aus dem Leben in Deutschland zu nehmen, um etwas von der Welt zu sehen. Man erlebt und lernt so viel auf Reisen, doch diese Erfahrung ist schwer zu beschreiben. Einige lernen das vielleicht während ihres gesamten Dasein nicht kennen, weil sie dem Alltags-trott nicht entfliehen können oder wollen. Unterwegs erfährt das Gehirn täglich neuen Input und manchmal ist es schwierig, diese Reizüberflutung zu verarbeiten. Wenn man ständig auf Achse ist, unterzieht man dem Körper einem gewissen Stress und es ist ratsam, diesen als positiv zu interpretieren, denn schließlich ist man nicht auf Arbeit. Der ständige Wechsel von Höhenlagen, extremen klimatischen Verhältnissen, Menschenmassen, Einsamkeit, Organisations- und Planungsphasen, Zeiten, in denen man sich treiben lassen kann, Stressspitzen und viele unplanbare Begebenheiten kommen auf einen zu und können zwischendurch belastend sein. Man muss also auf sich achten. Vor allem in Lateinamerika ist man mancherorts gut beraten, sich gezielt um seine Sicherheit und Unversehrtheit zu bemühen. Anders als in Sri Lanka, kann es in Lateinamerika gerne passieren, dass die Nachtruhe des Öfteren nicht gegeben ist. An laute Musik, bellende Hunde und krähende Hähne, konnte ich mich zumindest nicht gewöhnen. Aus all diesen Gründen erfährt man früher oder später eine gewisse Reisemüdigkeit, und aktive Reisephasen und Pausen müssen in Einklang gebracht werden. Andernfalls, wir haben es bei anderen Reisenden gesehen, kann diese Müdigkeit zum Abbruch der Reise führen.

Es ist wichtig, sich nichts vorzumachen, in sich hineinzu hören und am besten schon vor dem Abflug mit sich auszumachen, dass man möglichst zeitlich flexibel bleibt.

Auch eine Reise als Paar hält Herausforderungen bereit, und es kann zu »Zuneigungsengpässen« kommen. Kompromisse und Kommunikation sind das Wichtigste. Aber wer ist schon Profi in solchen Dingen? Außer Chuck Norris.

Wir reisen sehr gerne. Und wer das auch tut, der weiß, dass die positiven Dinge stets überwiegen, vor allem dann, wenn Unternehmungen von Erfolg gekrönt werden. Wir sind dankbar, in der Lage gewesen zu sein, einen Teil unserer schönen Welt gesehen zu haben. Die Reiselust nach dem Kaleidoskop der Naturwunder ist ungebrochen.

ZU DIESEM BUCH

Der letztliche Entschluss, ein Buch über unsere Auszeit zu verfassen, entstand erst nach der Reise. Jeder erlebt Situationen, in denen er denkt, da könnte ich ein Buch darüber schreiben. Auf Reisen erlebt man viel und erhält auch noch eine große Auswahl an Geschichten zur Inspiration. Die Entscheidung es tatsächlich anzugehen und das Erlebte aufzuschreiben, wurde mir durch den Zuspruch meines liebsten Menschen sehr erleichtert. Ihre Lebenslust hat mich am meisten inspiriert. Und die Reise mit ihr erlebt haben zu dürfen, erfüllt mich mit Dankbarkeit.

Einige gedanklichen Auswürfe, im Text meist kursiv dargestellt, sind sehr subjektiv und nicht immer ganz ernst zu nehmen.

Tiere sind nicht jedermanns Thema. Ich habe mich deshalb bemüht, die reinen Fakten lesergerecht und interessant in die Geschichte einzuweben. Die Zahlen und Details zu den Nationalparks und den Tieren, habe ich nach bestem Wissen und Gewissen und ohne Rechte zu verletzen zusammengetragen. Sie stammen teilweise von den Parks selbst, von Guides oder aus der Recherche. Ich habe die Tiere nicht gezählt oder die Größe des Parks abgemessen. Da die Natur ständigen Veränderungen ausgesetzt ist, sind alle Angaben demnach ohne Gewähr. Außerdem habe ich bewusst nicht alle Tiere ausführlich beschrieben, sondern nur die wichtigen und repräsentativen ausgewählt. Andernfalls hätte das den Erzählfluss unterbrochen und den Rahmen des Buches gesprengt. Wer an Tieren interessiert ist, dem empfehle ich folgende Internetseiten:

<http://www.mammalwatching.com/>

<http://www.wheretowatchbirdsandotherwildlifeintheworld.co.uk/>

Auf meiner Seite sind die Tiere der Reise zu sehen:

<http://www.andreas-skiljan.de>

Checkliste: Den Traum Wahrheit werden lassen !!!

Mit dem abschließenden Kapitel möchte ich denen, die von einer Reise träumen, die Umsetzung erleichtern. Man muss ja nicht gleich Alles aufgeben. Auch in zwei Monaten oder dem gesammelten Jahresurlaub, kann man viel erleben. Viel Spaß beim Reisen!!!

Rucksack packen und los? Nur fast. Bevor man sich auf eine längere Reise begibt, müssen ein paar Dinge erledigt, ein paar Fesseln gelöst werden. Erzählt man seinem Umfeld, dass man einen längeren Trip plant und vorerst alles aufgibt, erfährt man sehr oft Zuspruch und merkt, dass viele Menschen davon träumen auf eine große Reise zu gehen, um die Welt zu erleben. Doch nur wenige ziehen es letztlich durch. Es ist verständlich. Denn je nach Reisedauer und Reiseziel, kann der Aufwand groß sein. Der Umgang mit Ämtern ist oft einschüchternd, und es können gewisse Existenzängste entstehen. Doch wie viele Möglichkeiten bieten sich? Wie viele Leben hat man?

Hier steht in 10 Punkten zusammengefasst, wie wir das gehandhabt haben und zusätzliche Infos und Tipps. Ich verzichte hierbei bewusst auf Namen von Banken, Versicherungen etc.

Eine sehr hilfreiche Internetseite ist hierzu:

www.weltreise-info.de

1. VORBEREITUNG (auch in Abhängigkeit der Finanzen)

Was passiert mit Arbeit, Möbel, Wohnung, Auto, Familie, Freunde, Ämtern, Versicherungen.

Kann ich über den gedachten Zeitraum, bis zum Abflug, genügend Geld sparen und wenn ja, wie? Rigorose Einsparungen können nötig werden, und der Lebensstandard kann für das große Ziel sinken. Man muss sich darüber im Klaren sein, ob man das möchte. Folgende Fragen bezüglich des Geldes muss man sich stellen:

Brauche ich stets die teuersten Nahrungsmittel? Viele meinen: »An Lebensmittel sparen soll man nicht.« Zurecht, doch man kann Preise vergleichen und gegebenenfalls den Supermarkt anstatt des Wochenmarkts wählen.

Brauche ich die neuste elektronische Errungenschaft?

Brauche ich unbedingt neue Kleidung?

Muss ich wöchentlich in die Disko, ins Kino, ins Restaurant?

... usw.

Wenn nein, kann die Planung konkreter werden.

2. FLUG buchen:

Zunächst haben wir uns über die Richtung und die Reiseziele besprochen. Als Zentralamerika feststand und wir gesehen haben, dass eine Fluggesellschaft in der Dominikanischen Republik zwischenlandet, haben wir dieses Land miteinbezogen.

Man kann sich nicht früh genug um die Flüge kümmern, da es sich tatsächlich lohnt und man günstigere Verbindungen ergattern kann. Zumindest in unserem Fall hat es sich so herausgestellt.

Es ist nicht schlecht, Flüge, Flugrouten, Reiseziele und Reiserouten gut zu überdenken. Trotz der zahlreichen Apps zur Flugsuche, kann man auch Reiseagenturen und Reisebüros miteinbeziehen, da diese oft über

günstigere Konditionen mit Fluggesellschaften verfügen. Plant man eine lange Reise, können »Round The World« Tickets eine gute und günstigere Alternative sein.

<http://www.statravel.de/flug-around-the-world-big-pack.htm>

WICHTIG: Ein- und Ausreisebestimmungen der jeweiligen Länder beachten. (siehe auch Punkt 9)

3. Der JOB:

Ja, da knittern die Zieh, und man muss sich gut überlegen wie man das handhaben möchte. Um zeitlich flexibel zu sein empfiehlt es sich zu kündigen.

Dabei gilt: Kündigungsfristen der Arbeitgeber und die Fristen der Agentur für Arbeit beachten.

Spätestens drei Monate vor dem Kündigungsdatum arbeitssuchend melden.

Frühestens drei Monate vor dem Kündigungsdatum arbeitslos melden.

WICHTIG: Man muss sich beim Arbeitsamt melden um Versicherungsschutz zu erhalten. In Deutschland muss man eine Grundversicherung haben. Möchte man den Weg über das Arbeitsamt nicht gehen, muss man sich bei (s)einer Krankenversicherung melden, und kann den Beitrag selbst übernehmen (etwa 170 Euro pro Monat, vgl. Punkt 6).

Bekommt man Arbeitslosengeld bewilligt und ist offiziell arbeitslos, hat man ein Jahr lang Anspruch darauf, also 12 Monate. Kündigt man selbst, bekommt man in den ersten drei Monaten eine Sperre und erhält dann

das Geld, für das man über die Jahre für solche Fälle eingezahlt hat, für die restlichen neun Monate.

WICHTIG: Unterbricht man diese Zeit, weil man z.B. auf Reisen ist und man für die Agentur nicht zur Verfügung steht, werden auch die Zahlungen unterbrochen. Man hat jedoch danach, wenn man wieder zur Verfügung steht, erneut ein Recht auf diese Zahlungen. Es entsteht lediglich eine Unterbrechung.

Maximale Abwesenheitsdauer 4 Jahre, danach erlischt der Anspruch.

Z.B. endet das Arbeitsverhältnis zum 31.08., erhält man ab dem 01.09. Arbeitslosengeld (vorausgesetzt, man bekommt keine Sperre). Geht man am 01.10. außer Landes, bekommt man für diesen einen Monat Arbeitslosengeld. Kommt man dann von einer Reise zurück und meldet sich wieder beim Amt, läuft der Anspruch auf Arbeitslosengeld für die restlichen elf Monate weiter.

Hat man nur neun Monate Anspruch, weil man z.B. selber gekündigt hat, laufen die drei Monate ab, zwei davon während der Reise, und man hat danach Anspruch auf neun Monate Arbeitslosengeld.

Im Idealfall kann man schon von unterwegs nach einem neuen Job Ausschau halten. Das Internet macht es möglich.

<http://backpacker-weltreise.de/organisatorisches-vor-der-weltreise/arbeitslosengeld-nach-der-weltreise/>

Alternativen: Hat der Arbeitgeber die Möglichkeit und ist wohlgesonnen, kann man nach einem unbezahlten Urlaub fragen. Hat man die Chance ein Sabbatical (Sabbatjahr, oder nur 3 oder 6 Monate) zu machen, ist

das prima, denn der ganze Aufwand mit der Agentur fällt weg, und man kann sich relativ entspannt auf den Weg machen. Für Lehrer oder Manager gibt es entsprechende Modelle.

Eine weitere Möglichkeit kann sein, den Arbeitgeber in einem Gespräch um eine betriebsbedingte Kündigung zu bitten. Hier kommt es auf das Verhältnis zum Chef an und ob eine betriebsbedingte Kündigung belegt werden kann. Die dreimonatige Sperre für ALG I entfällt, und man hat ab dem ersten Tag der Arbeitslosigkeit 12 Monate Anspruch.

4. Die WOHNUNG:

Will oder muss man die Wohnung kündigen, merkt man erst, was und wer alles an einen festen Wohnsitz gebunden ist.

Kündigungsfrist im Mietvertrag beachten.

Eine willkommene Finanzspritze kann die Kautions sein.

Kündigt man, muss man sich bei der Stadt abmelden. Je nachdem wo man wohnt, kann man dies zu unterschiedlichen Zeiten erledigen. In unserer Stadt kann man sich erst einen Monat vorher abmelden.

Die Abmeldebestätigung bekommt man beim Bürgeramt des Ortes. Man kann dies jedoch ggf. auch online erledigen. Achtung! Zweitwohnsitz angeben, z.B. Wohnung der Eltern.

Hat man die Abmeldebestätigung, kann man beim TV/Tel/Internet-Anbieter seinen Vertrag kündigen. Hierbei kommt ein Sonderkündigungsrecht zur Geltung (üblich sind bei solchen Verträgen meist eine Kündigungsfrist von min. 3 Monate bis max. 2 Jahre, unser

Anbieter hatte eine einjährige Kündigungsfrist).

WICHTIG: Nachsendeantrag bei der Post beantragen. Post kann immer anfallen, ggf. ist es was Wichtiges und dann sollte man jemand haben, der die Post entgegen nimmt und auch öffnen darf (z.B. Eltern, Geschwister, Freunde, ...)

GEZ kündigen, ebenfalls mit der Abmeldebestätigung.

Was tun mit all den Möbeln und Krimskrams. Es ist sehr notwendig sich dabei zu überlegen, was man wirklich noch braucht. Bücher, CD's und DVD's, Möbel im Keller, alte Gläser, Tassen, Geschirr, Küchengerät und was man sonst noch so hat durchschauen und rigoros entmüllen. Es gibt online Ankauf- oder Second-Hand Läden (hier möchte ich keine Namen nennen), die CD's und Bücher annehmen. Bei denen kann man viel loswerden. Verschiedene Internet-Kleinanzeigen oder Flohmärkte (für Möbel, Elektrogeräte, usw...) sind denkbar einfach zu nutzen und wenn es gar nicht anders geht, bleibt einem der Sperrmüll.

Jetzt kann man sich überlegen, ob man die übrigen Möbel bei Freunden und Verwandten unterstellen kann, oder ob man sich einen Lagerplatz oder gar Container mieten möchte. Im Internet findet man meist solche Anbieter in näherer Umgebung.

Untervermieten ist eine tolle Alternative, wenn der Vermieter mitmacht und man jemand passenden findet. Je kürzer man unterwegs ist, desto schwieriger kann sich die Suche nach einem Untermieter gestalten. Für Studenten gibt es da flexiblere Möglichkeiten, wie WG's

oder Wohnheime.

5. ABONNEMENTS kündigen, Daueraufträge checken. Zeitungsabos können leicht gekündigt werden und müllen nicht den persönlichen Posteingang zu, den man beim Nachsendeantrag angegeben hat.

Meist sind die Mietzahlungen als Dauerauftrag angelegt. Per Internet-Banking kann vieles auch unterwegs erledigt werden, sollte man etwas vergessen haben.

6. VERSICHERUNGEN

Rentenversicherung: Für die Zeit der Abwesenheit setzt die gesetzliche Rentenversicherung aus. Dessen muss man sich bewusst sein.

Freiwillige Versicherungen (Riester o.ä.) kann man aussetzen, weiterlaufen lassen oder kündigen, je nach dem, wie es sich auf die Budgetierung auswirkt. Wir haben uns bei der Rentenversicherung direkt beraten lassen.

Auslandskrankenversicherung: Ist man nicht angestellt und im Ausland unterwegs, ist man auch nicht über die Agentur für Arbeit versichert. Also braucht man eine private Auslandskrankenversicherung. Unsere Wahl fiel auf einen Anbieter mit einem bezahlbaren Modell für Langzeitreisende. Im Angebot war ebenfalls ein vierwöchiger Heimataufenthalt (während eines Kalenderjahres) enthalten.

Im Internet wird man schnell fündig.

WICHTIG: Neuregelung seit 2013: Ist man während des Auslandsaufenthalts weiter in Deutschland gemeldet (z.B. mit Zweitwohnsitz) und nicht anderweitig ver-

sichert, läuft eine automatische Grundversicherung der gesetzlichen Krankenkasse weiter.

Deshalb muss man sich auf jeden Fall auch bei seiner bisherigen gesetzlichen Krankenkasse abmelden und nach der Rückkehr wieder anmelden.

KFZ-Versicherung: sobald das Auto abgemeldet ist, zahlt man keine Versicherung mehr, bzw. bekommt bereits bezahlte Raten anteilig (datumsabhängig) zurück-erstattet.

7. Das AUTO

Hat man ein Auto, kann man sich überlegen, ob man es verkaufen (Internetanbieter, Freunde, Bekannte,...), unterstellen (bei Bekannten/Verwandten anfragen oder eine Garage anmieten) oder, für die Zeit der Abwesenheit, verleihen möchte. Diese Person sollte vertrauenswürdig sein und natürlich sämtliche aufkommende Kosten wie TÜV, Versicherung und nötige Wartungen, übernehmen. Ein formloser Vertrag bietet sich an.

Wir konnten es dankenswerterweise bei einer Großtante kostenlos in einer Garage abstellen.

8. GESUNDHEIT

Ein Besuch beim Hausarzt und Zahnarzt kann nicht schaden, um sich vor der Reise durchchecken zu lassen.

Impfungen erneuern und sich über die notwendigen Impfungen erkundigen. Je nachdem wo man hin möchte, kann Gelbfieber, Typhus, Hepatitis A+B und eventuell auch Tollwut nötig sein. Einige Impfungen gehen über mehrere Wochen, also sollte man sich früh kümmern. Tipps dazu gibt es hier:

<http://www.fit-for-travel.de/startseite.thtml>

WICHTIG: Nicht alle Kassen übernehmen die Kosten. Unsere Kasse zum Beispiel, übernimmt nur die Kosten für Pflichtimpfungen.

Auslandskrankenversicherung (vgl. Punkt 6)

Für unterwegs empfiehlt es sich, einige Notfallmedikamente mitzunehmen.

Durchfall, Magenschmerzen, Fieber, Infektionen, Schnittwunden usw. sollten abgedeckt sein.

Antibiotika, Heilsalbe, Ibuprofen o.ä. kann ebenfalls nicht schaden.

Für's Vieltauchen, vor allem in tropischen Gewässern, machen Ohrentropfen Sinn, für den Dschungel Moskitoschutz mit mindestens 55% DEET.

Ein Sherpa für den extra Medikamenten-Rucksack empfiehlt sich demnach ebenfalls.

9. REISEPASS, Visa, Work and Travel, WWOOF

Unbedingt die Gültigkeit der Pässe kontrollieren. Bis zum Erhalt des neuen Reisepasses können bis zu sechs Wochen vergehen.

Nach Visa- und Einreisebestimmungen erkundigen, z.B. beim Auswärtigenamt:

[http://www.auswaertiges-
amt.de/DE/Startseite_node.html](http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Startseite_node.html)

In vielen Zentral- und Südamerikanischen Ländern darf man ohne Weiterreiseticket nicht einreisen. Dieses kann ein Flug- Bus- oder Schiffsticket sein und kann bei der Einreise sowohl von der Fluggesellschaft, als auch von

den Zollbeamten kontrolliert werden.

Unterwegs arbeiten:

WORK and TRAVEL

<http://www.travelworks.de/work-and-travel.html>

WWOOFing

<http://wwooftinternational.org/>

HELPIX:

<http://www.helpix.net/>

WORKAWAY:

<http://www.workaway.info/>

10. KONKRETE REISEPLANUNG

Wo will ich hin und wie schaffe ich das.

Flüge, Routen und Verbindungen vergleichen.

Reisekasse checken.

Wie sind die klimatischen, kulturellen und religiösen Verhältnisse in den Ländern und Regionen.

Kontakte nach zu Hause sichern. Skype, e-mail, blog, Tel. usw. ... In den allermeisten Ländern ist es ohne Probleme möglich, Zugang zum Internet zu bekommen. Auch Simkarten sind fast überall problemlos zu erwerben. VoIP (Voice over Internet Protocol) bzw. Internet-Telefonie, ist eine günstige Alternative für Verbindungen ins Heimatland. Dazu ist lediglich eine VoIP-App und eine Internetverbindung nötig.

Ausrüstung aufstocken und komplettieren.

Grundsätzlich nimmt man immer zu viel mit. Aber vor allem bei der Kleidung kann man Gewicht einsparen, denn es gibt fast überall Waschsaloons, und gemeinhin sind Klamotten und Schuhe in anderen Ländern günstiger (für Regenwaldtouren braucht es jedoch spezielle Kleidung).

Beim Kochgeschirr gilt das Gleiche. Geht man nicht explizit campen, lohnt es sich kaum eigenes Geschirr mitzunehmen, da es fast überall günstige Straßenlokale gibt. In den Unterkünften, speziell in Hostels, ist meist Küchenausstattung vorhanden. Eine Kopflampe oder kleine Taschenlampe empfiehlt sich, da Stromausfälle in manchen Ländern an der Tagesordnung sind. Fotokameras werden immer leichter, doch die Objektive dazu nicht wirklich. Möchte man auf Tierjagd gehen und ist kein professioneller Natur- bzw. Tierfotograf, lohnt es sich darüber nachzudenken, die Spiegelreflexkamera (+Objektiv) daheim zu lassen und sich stattdessen eine »Bridge-Kamera« zuzulegen. Diese vereint einige Annehmlichkeiten (z.B. das RAW-Format) einer DSLR-Kamera mit denen einer Digitalen Kompaktkamera, der Zoom-Faktor ist erheblich, und sie wiegt nur einen Bruchteil.

Foto-Videospeicher? Habe ich genügend Speicherkarten dabei? Lohnt sich vielleicht eine Festplatte und/oder Cloudspeicher? Bei den heutigen Datenmengen kann es manchmal, wegen schlechter Internetverbindungen, Probleme beim Upload geben.

Bank: Wie komme ich unterwegs an mein Geld?

Bankkarten, Internet- und Telefonbanking bieten flexi-

ble Möglichkeiten (an Pins/Tel.- und Geheimnummern usw. denken) Man kann seine geheimen Daten in einem gesicherten Onlinespeicher (Cloud) hinterlegen, doch am besten sind sie in den Grauen Zellen untergebracht. Kann ich mit meinen Karten überall Geld abheben? Eine große deutsche Internet-Bank bietet hierzu die perfekte Lösung.

Reiseführer: Bücher, e-books (Smartphone), Sprachführer, eigene Notizen anlegen.

Heutzutage ist eine digitale Lösung nicht die schlechteste, denn das Schleppen von dicken Reiseführer-Wälzern entfällt.

In unserem Fall hat das Smartphone gute Dienste geleistet. Auch wenn wir zuvor noch nie ein Handy besessen hatten, bekamen wir den Dreh schnell raus, und vor allem die Karten, Routenplaner und Hotelsuchmaschinen waren hilfreich.

Da sich rechtliche Angelegenheiten und Gesetze ändern können, sind alle diesbezüglichen Angaben ohne Gewähr.

Wieder daheim!

Der Körper ist da, der Kopf noch woanders? Das wird oft auch noch eine ganze Weile so sein. Es gilt Ruhe zu bewahren, auch wenn das schwierig sein kann, wenn man noch keine eigene Wohnung hat. Zunächst muss man sich jedoch zeitnah wieder anmelden. Das geschieht möglichst parallel beim Arbeitsamt und bei der Krankenversicherung. Übergangsweise kann man hier

die Adresse seiner jetzigen Bleibe, z.B. die der Eltern, angeben. Alles Weitere ergibt sich dann im Laufe der Phase des Einlebens. Der Prozess der Wiedereingewöhnung kann erst in den eigenen vier Wänden starten. Es ist also sinnvoll, dahingehend die Prioritäten zu setzen. Auch hier können Freunde, Bekannte und natürlich das Internet mit den einschlägigen Wohnungs-Suchmaschinen helfen. Wird man nicht auf Anhieb fündig, kann es vielleicht sinnvoll sein, zunächst eine Wohnung zu nehmen, die nicht gerade der eigenen ersten Wahl entspricht. Doch eine eigene Basis für alles Weitere ist wichtig. Man braucht eine eigene Adresse für so ziemlich alles, was erledigt werden muss. Doch der Ort der Wohnung hängt natürlich auch stark von dem Ort der Arbeit ab. Wenn man weiß, wo man wohnen oder arbeiten möchte, ist es einfach. Ist jedoch nicht klar, wo man als nächstes arbeitet, ist natürlich auch die Wohnungsfindung davon abhängig. Hier muss man sich klaren Kopfes um eine Lösung bemühen. Es gibt zwei. Erstens: man sucht sich eine Stadt aus, zieht dort hin und sucht sich dort eine neue Arbeit. Zweitens: Man sucht eine neue Arbeit von dort, wo man sich gerade aufhält und kümmert sich anschließend um eine Wohnung in der neuen Stadt. Alles ist auch davon abhängig, welcher Arbeit man nachgeht oder man vielleicht in Zukunft nachgehen möchte. Möglich, dass die Erfahrungen der Reise bezüglich des eigenen Lebens bzw. der Lebensart, ein gewisses Umdenken hat stattfinden lassen. Deshalb ist es wichtig, sich eine Rückzugsmöglichkeit zu schaffen und zur Ruhe zu kommen, um sich den neuen Herausforderungen stellen zu können. Eventuell ist es ratsam, alles nicht zu schnell erledigen zu wollen und die Wiedereingewöhnung eher bewusst langsam zu gestalten.

Stress hat man vermutlich noch genug. Aber jetzt, da man weiß, dass man sich auch davon frei machen kann, erlebt man den Alltag vielleicht noch positiver, denn: Die nächste Reise kommt bestimmt.



Liste interessanter Orte und Nationalparks

Dominikanische Republik:

Jaragua Nationalpark S. 16

Sierra de Bahoruco S. 17

Lago Enriquillo S. 18

Costa Rica:

Tortuguero Nationalpark S. 23

Cahuita Nationalpark S. 26

Monteverde Nebelwald S. 28

Palo Verde Nationalpark S. 46

Carara Nationalpark S. 49

Corcovado Nationalpark S. 52

Nicaragua:

Vulkan Masaya, S. 35

Reserva Natural Cerro Musun, S. 38

Refugio Bartola, S. 39

Isla Ometepe, S. 40

Panama:

Vulkan Baru S. 61

Omar Torrijos Nationalpark S. 64

Parque Natural Metropolitano S. 67

Soberania Nationalpark S. 70

Kolumbien:

Jardin S. 77

Minca S. 80

Tayrona Nationalpark S. 82

Los Llanos S. 88

Leticia, Amazonas S. 91

Ecuador:

Mindo S. 104

Cotopaxi S. 105

Galapagos S. 108

Machalilla Nationalpark S. 118

Peru:

Amazonien S. 123

Tambopata Nationalpark S. 125

Manu Nationalpark S. 128

Islas Ballestas und Paracas Nationalpark S. 134

Brasilien:

Pantanal S. 145

Bonito S. 151

Iguazu Nationalpark S. 177

Tijuca Nationalpark S. 181

Paraguay:

San Rafael Nationalpark S. 157

Argentinien:

Peninsula Valdes Nationalpark S. 164

Sri Lanka:

Mirissa S. 195

Yala Nationalpark S. 198

Bundala Nationalpark S. 203

Kumana Nationalpark S. 206

Wilpattu Nationalpark S. 211

